

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935**

36 (8.9.1935)



Folge 36 / Jahrgang 1935

Sonntag, den 8. September 1935

# Ein Leben für Deutschland

Zu Houston Stewart Chamberlains 80. Geburtstag am 9. September / Von Curt Kotzel

Alfred Rosenberg hat Chamberlain den „Verkünder und Begründer einer deutschen Zukunft“ genannt. Und Chamberlain selber hat am Tage nach seiner ersten Begegnung mit Adolf Hitler, am 7. Oktober 1928, in einem Briefe an den Führer gesagt: „Mein Glaube an das Deutschtum hat nicht einen Augenblick gewankt, jedoch hatte mein Hoffen — ich gestehe es — eine tiefe Ebbe erreicht. Sie haben den Zustand meiner Seele mit einem Schläge umgewandelt.“ (Mitgeteilt in der ausgezeichneten Zusammenfassung von Auszügen aus Briefen und Briefen „H. St. Chamberlain, der Seher des Dritten Reiches“ von Georg Schott, Verlag F. Brudmann, AG., München).

Als am Ausgang des vorigen Jahrhunderts sich die große Entscheidung einer Zeitenwende vorbereitete, als der völkische Selbstbehauptungskampf der Deutschen im Bewußtsein einer kleinen Minderheit begann, da entschied sich ein in den Mannesjahren stehender, ungewöhnlich begabter, universell gebildeter Engländer mit dem hochangesehenen Namen Chamberlain für das Deutschtum gegen die westliche Zivilisation. Er hätte ein sogenannter „guter Europäer“ werden können, geboren in England, aufgewachsen in Versailles und Paris, gebildet in Genf und an anderen internationalen Bildungstätten, später in Dresden und Wien lebend, — aber Chamberlains Sehrgabe verbot ihm das Ausweichen vor einer kommenden Entscheidung: er wurde kein Europäer der Bildung, sondern ein Deutscher des Charakters. Gewaltig hatte ihn die Erscheinung Richard Wagners angezogen. 1895 erschien sein Werk über den Meister von Bayreuth. In diesem Buche, das in manchen Gedanken dem jungen Nietzsche verwandt ist, sagt er einmal prophetisch: „Zu einer wahren Kultur des Geistes gehört eine einheitliche Weltanschauung und namentlich auch eine gleichmäßige Entwicklung aller Anlagen des Geistes.“ Er beruft sich dabei nicht nur auf Wagner, sondern auch auf Kant und Paul de Lagarde. Er spürt die Problemstellung dieser großen deutschen Geistesführer mit dem klaren Blick des von draußen kommenden Politikers zu. Das vollzieht sich dann in großartigem Aufbau in seinem 1899 erschienenen Hauptwerke „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. Dieses Buch eines Engländers, der Deutscher geworden war, wirkte wie kein anderes als Fanal der völkischen Geistesrevolution in Deutschland. Chamberlain erhob die völkische Idee zum Prinzip einer umfassenden Weltbetrachtung. Dabei war er der zünftigen Geschichtsschreibung und der akademischen Philosophie weit voraus, indem er das Schicksal der Deutschen, im weiteren Sinne der Germanen, zum Gegenstand seiner angewandten Geschichtsphilosophie machte.

Von seinem Hauptwerk sagt er selber: „Den Grundgedanken, aus dem dieses Werk geboren wurde, bildete die Ueberzeugung von der überlegenen Bedeutung der aus dem Norden Europas stammenden Menschenart — des homo europaeus Sinnés, der Slavo-Keltogermanen der Geschichte: eine Ueberlegenheit, welche Ansprüche rechtfertigt und Pflichten auferlegt. Kein aufmerksamer Leser wird urteilen, der Verfasser verherrliche in partischer Weise den deutschen Zweig dieser Familie; vielmehr wird er finden, daß das Germanische überall, wo es sich am Werke zeigt, bis in die entlegensten Gebiete von Europa, ja bis an die äußersten Enden der Weltkugel, aufgewiesen und freudig anerkannt wird. Freilich hat das geschichtliche Werden es mit sich gebracht, daß Deutschland — oder sagen wir lieber das Deutschtum, womit wir alle politische Beschränkung abweisen — der Sitz des eigentlichen germanischen Bewußtseins wurde...“

Chamberlain hat diesen Grundgedanken später in Einzelbarstellungen noch erörtert und vertieft, in seinen Büchern über die deutsche Genies: „Immanen“ (1905), „Goethe“ (1912). 1901 war bereits ein Buch von ihm erschienen, das ihn als völkischen Vorkämpfer in gedrängtester Form legitimierte: „Rasse und Persönlichkeit“. Damit schloß er den völkischen Kampf-



Die Aufnahme stammt aus: R. R. Ganser „Das deutsche Führergehül“, F. B. Lehmann Verlag, München

## Auf einen großen Mann

Von Eberhard Wolfgang Möller

Alles, was der Mensch in den durchwachten Nächten zu den andern Menschen spricht, kommt in Büchern voll von ausgedachten oder auch erlebten Liedern an das Licht.

Und sie werden still und sehn beklommen, wie das Ewige sich tief enthüllt; tausend Mäntel werden weggenommen von dem einen rätselhaften Bild,

Das auf ewig sich den nimmersatten Fragen der Gewitzigten verschließt und aus seinen unerlösten Schatten nur die Frommen, die ihm nahen, grüßt.

Aus „Berufung der Zeit“ von E. W. Möller, Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin.

gedanken von höchster Warte in das Meinungschaos des liberalen Zeitalters. Er war entschlossen nicht nur zum Deutschtum übergetreten wie zu einem neuen Glauben, er fand nun auch unter den Deutschen bei jener damals noch kleinen Gruppe Völkischer, die sich um Wagners Bayreuth als ein völkisches Symbol scharte. Im Jahre 1908 verheiratete sich Chamberlain, der schon lange in freundschaftlichen Beziehungen zum Hause Wahnfried stand, mit Richard Wagners jüngster Tochter Eva und übersiedelte nach Bayreuth.

Und dann kam im August 1914 für H. St. Chamberlain die große erschütternde Befestigung seiner Weltanschauung und seines Glaubens: die Welt, einschließlich seiner früheren Landsleute, der Briten, fiel über Deutschland her. Und Chamberlain befaßt in seiner Schrift „Zur Verfassung“ 1914 die Frage: „Ist es auf diesem Planeten infolge jahrtausendlangender Entwicklung dahingekommen, daß Deutschland — und in einem weiteren Sinne überhaupt das Deutsche, innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen — ein Werkzeug Gottes, ein unentbehrliches, ein unerseetzliches Werkzeug Gottes geworden ist?“

Aber schon 1916 schreibt er den prophetischen Satz: „Die Deutschen stehen bereit; ihnen fehlen nur vom heiligen Geiste eingesezte Führer“. Und mit dieser Einsicht begann dann in erhaunlicher Klarheit die Forderung und Verkündigung des Dritten Reiches bei Chamberlain. 1917, mitten im Kriege, sagt er: „Der Tag ist nicht mehr fern, wo man auf den heutigen demokratischen Wirtraum wie auf eine überhandene Wahnsinns-erkrankung zurückblicken wird.“ Und 1928, im tiefsten Chaos, heißt es dann: „Ich bin tief überzeugt, daß das Unmögliche möglich ist und daß aus der Glut der jetzigen Zeit ein neuer deutscher Staat hervorgehen könnte — zweckmäßiger gegliedert, die Kräfte wirksamer zur Geltung bringend, zielbewusster nach außen, kulturfördernd nach innen.“

Aber auch die später im Nationalsozialismus aufbrechenden Gedanken hat er bis in viele Einzelzüge vorausgedacht. So schreibt er in einem Briefe 1915: „Was ich unter der neuen Ständegliederung mir denke: eine Vernichtung der heutigen Parteien, ein gründliches Hinauswerfen aller berufsmäßigen Parlamentarier und Kurpolitiker...“ 1917: „Da gerade der Gedanke wie ein Bild gekehrt wird, so schickt es sich, ja, es ist seine Pflicht vor Gott und der Zukunft, daß er sich zur Wehr stelle und offenkundig eine „Partei“ bilde. Diese Partei muß und wird den Sieg über die anderen Parteien davontragen und solange dann herrschen, bis es im Deutschen Reich keine Parteien mehr gibt.“ Sonnenklar hat Chamberlain die praktische Massenpolitik vorgezeichnet: „Wenn wir uns jetzt nicht entschließen, Rasse grundsätzlich zu züchten, so wird es bald zu spät sein, und unsere germanische Art ist für immer verloren.“ Und er verlangt ein „mutiges Geleg“, das die Juden aus der gesamten Staatsmaschine ausschließt. Im Hinblick auf die ungeborene völkische Kraft des deutschen Bauern fordert er 1917 „sorgsame Rückleitung der halbverdorrten Wurzeln (unserer verhärteten Schichten) in echten deutschen Volkstümpfen.“

Houston Stewart Chamberlain war ein Sohn des 19. Jahrhunderts. Vieles hat er mit den Augen seiner Zeit gesehen. Aber seine tiefe Liebe zu seiner neuen Wahlheimat Deutschland, die er in allerhöchster Zeit bewährte, gab ihm die Kraft, über seine Zeit hinaus Kühnliches, Rettendes zu schauen. Er war krank, vom Tode gezeichnet, als er 1928, vor dem Marsch zur Feldherrnhalle, dem Führer begegnete — und er erkannte in ihm das nun wirklich „Kommende“ und hielt ihm über alles nun folgende Dunkle hinaus die Treue bis zu seinem am 9. Januar 1927 erfolgten Tode.

H. St. Chamberlain, der Wahldeutsche, der Bannerträger von Bayreuth, wird eingehen in die Geschichte als Verkünder und Wegbereiter des Dritten Reiches.

# Die Alemannenschlacht auf dem Heiligen Berg

Bergessene Heldentaten vor anderthalb Jahrtausenden. Von Friedrich D a s e r, Heidelberg

Die alten Römer schützten das von ihnen besetzte Land zwischen den Alpen und dem Taunus (Baden, den Neckar, den Rhein) durch ihren starken Schutzwall, den „Rimes“, den erst im Jahre 288 n. Chr. die Alemannen durchbrechen konnten, um sich eine neue Heimat zu erobern. Das haben ihnen die römischen Kaiser nicht leicht gemacht; sie erschufen über die Körperkraft, Größe und Wehrhaftigkeit dieser neuen Eindringlinge und merkten bald, daß sie ihnen nicht gut kirchen essen war. Doch erst dem gewandten Caracalla gelang es im Main-gebiet, sie 282 n. Chr. zu schlagen, ohne mehr zu erreichen, als daß sie sich mehr südlich ausbreiteten und im Odenwald und Schwarzwald sesshaft wurden. Damals tauchte erstmals der Name „Alemannen“ auf, der seine einseitige Völkerschaft, sondern Kriegsverbindungen verschiedener Stämme bezeichnete: Alle Mannen, die gewillt waren, sich unter harten Kriegsherrschaften ihre Heimat zu erkämpfen. Unter ihnen war wohl der stärkste und zahlreichste Stamm die Semnonen, die in der heutigen Mark Brandenburg sesshaft gewesen waren mit anderen nordischen Stämmen. Auch Ulfeter, Tencterer und Chatten scheinen in freibaren Scharen zu ihnen gelassen zu sein, um den Römern ihre fruchtbarsten rechtsrheinischen Erwerbungen freitig zu machen. In der Tat gelang es ihnen in den hundert Jahren zwischen 288 und 368 n. Chr., die Römer an den Rhein zurückzuerzwingen, ja, sich sogar bis zu den Vogesen vorzumachen; in der furchtbaren Schlacht bei Strahlburg (damals noch Argentoratium genannt) besiegte sie allerdings Julian und verfolgte sie bis an den Rhein, in dessen Wäldern die letzten furchtbaren Kämpfe unterstanden. Aber erst Kaiser Valentinian wagte es wieder tiefer mit starken Truppen in die alemannischen Lande einzudringen. Er war überhaupt von den letzten römischen Kaisern des Jahrhunderts bis zur Völkerwanderung, die 476 n. Chr. begann, der unternehmungsamste, kühnste, aber auch verschlagenste, zu jedem Treubruch bereit, wenn er nur sein Ziel erreichen konnte.

Kaiser Valentinian verlor es auch, durch Spione die stärksten und schwächsten Gegenden der Alemannen auszuforschen, wobei ihm sein Staatsrat Spargorius, sein schlaues „notarius“, behilflich war. Er scheint richtig erkannt zu haben, daß der gefährlichste, weil besonnenste und kühnste Alemannenfürst, der zugleich das höchste Ansehen bei allen alemannischen Saren und ihren Herrschern genoß, König Martrianus war, dessen Kerngebiet das ganze Neckartal gewesen zu sein scheint. Die beiden Alemannenhörde Suomar und Hortar scheinen seine Markgrafen zur Rheingrenze hin gewesen zu sein. Noch nördlicher, bis gegen Mainz zu, saßen die Bukimobanten, ebenfalls Alemannen, von denen drei Könige als den Römern besonders unversöhnlich galten. Diese alle schützten Martrians Herrschaftsgebiet gegen Westen und Norden; südlich von ihm herrschten Habriand, Bekratp, Urin und Urlein bis zur Donauquelle hin, die wiederum gegen den Rhein hin freibare Grenzverteidiger hatten: gegen Strahlburg zu Chnodomar, südlicher Serapio, Gundomar und Vadomar. Von ihnen waren allerdings Chnodomar und Serapio mit ihren Mannen in der furchtbaren Schlacht gegen Julian aufgegeben worden. Aber eine neue Jugend wuchs heran, ebenso freitbar wie die Väter, denen die Römer in ihrer Heimtücke, Verschlagenheit und Niedertracht noch verhasster waren als ihren Vätern. Sie blickten alle auf Martrian als ihren Führer im Abwehrkampf gegen Valentinian, der seine Ruße gab, und immer neue Mittel ersann, die Alemannenmacht zu brechen. Das Verdienst waren wohl seine immer wieder aufgenommenen Versuche, die nördlichen Nachbarn der Alemannen am Main, die Burgunder, gegen sie aufzustacheln. Seine Unterhändler verführten ihr Glück durch Geldgeschenke, Waffenlieferungen und Schmehelereien, als seien die Burgunder, die sie „Burgundiones“ nannten, Nachkommen römischer Legionen und Siedler aus der glorreichen Zeit des Kaisers Augustus! Auch suchte er, die Grenzstreitigkeiten zwischen Alemannen und Burgunder um den Besitz von Salzquellen bei Schwäbisch-Hall, nach anderen nördlichen Heiligtümern aufzuwickeln und verführte, im Verein mit den Burgundern die Alemannen wie zwischen zwei Mühlsteinen zu erdrücken. Er verabredete mit ihnen insgeheim einen Feldzugsplan, gemeinsam über die Alemannen heranzufallen. Als aber die Burgunder in der ganz unerwarteten Stärke von 80.000 Mann ihm entgegenrückten, bekam er noch mehr Angst vor ihnen als vor den Alemannen, und blieb trotz ihrer Auforderungen, mit ihm den Plan anzupacken, in seiner Furchtschöle hinterm Rhein, bis die Burgunder meckten, genaschäftigt zu sein, und wieder wieder abogen. Eine glückliche Fügung machte da dem durchtriebeneren Römer einen Strich durch die Rechnung und verhinderte, daß Germanen durch Tücke gegen ihre eigenen Brüder die Waffen erhoben. Valentinian bereitete mit seiner strategischen Sorgfalt zwei Feldzüge gegen die Neckarlande Martrians und der ihm verbündeten angrenzenden alemannischen Könige vor. Der eine führte zur blutigen Schlacht bei Solicinum, doch ohne durchgreifende Erfolge den Römern zu bringen. Deshalb entschloß sich Valentinian, durch Errichten von Zwingburgen und Kastellen allmählich an die Gebirge der Alemannen, ihre natürlichen Burgen, heranzukommen. Auch für diesen zweiten Feldzug bestimmte er als Ziel den Neckar, und zwar diesmal flussaufwärts von seiner Mündung in den Rhein her. Damals mündete der Neckar viel tiefer rheinab als heute: unterhalb dem heutigen Worms, von den Römern Vorbetomagus genannt (möglicherweise nach der altgermanischen Göttin Vorbet). Hier hatte Valentinian, der auf seine zeichnerischen und ingenieuren Pläne von Wehrbauten sehr stolz war, hart am und im Neckar eine mächtige Zwingburg errichtet, doch ohne die plötzlichen Hochwasser des Neckar einzerechnen zu haben. Als ihm nun der Neckar bei nächster Gelegenheit bewies, daß seine Rechnung nicht ganz stimmte und die Burg wegzuschwemmen drohte, sah er eigenmächtig über den Entschluß, doch bei seinen Landsleuten recht zu behalten: also mußte der Neckar weichen. Er sollte vorlegt werden, und so mußten sich denn seine Soldaten damit plagen, unter Anleitung erster Baumeister und Flusregulierer dem Neckar einen kürzeren Lauf zum Rhein hin vorzuschreiben. Nach endlosen Plakereien, mächtige Eigenpfehle einzurammen und den Wasser des Neckar das neue Bett aufzuzwingen, gelang dies wohl, doch nicht für dauernd, denn später wurde sein Fluslauf doch von den Fluten des

Neckar hinweggerissen, dies stolze alta ripa, auf deutsch „das hohe Ufer“, an das später eine Erbsgründung jenseits des Rheins erinnerte, die noch heute Altrip heißt.

Von seinem alta ripa aus wagte dann Valentinian den kühnen Vorstoß neckaraufwärts an den Odenwald heran. Aber hier drohten schon die beiden Wächter am Austritt des Flusses in die oberrheinische Tiefebene: rechts der Königsstuhl, links der Heilige Berg. Man darf aus verschiedenen Gründen annehmen, daß Martrian, der vertriebene Alemannenfürst, den Königsstuhl als seine erste natürliche Burg gegen den feindlichen Westen ausgebaut hatte, ja, daß der Königsstuhl nach diesem einst ruhmreichen Könige benannt blieb bis auf unsere Tage. Es schien also dem Römer klar, erst sich den Heiligen Berg zu sichern. Da aber sollte er sein blaues Wunder erleben!

Im Grunde hatte der vielerfahrene Feldherr gar nicht falsch gerechnet, wenn er sich beim Anblick des Heiligen Berges, den die Römer damals Mons Pri nannten, sagte: auf diesen strategisch wichtigen Punkt muß eine Zwingburg hinauf. Das meine wohl auch zweifellos sein kluger Staatsrat und Notarius Spargorius, der sich so gern rühmte, alle Gänge der Alemannen zu kennen und durch seine Leute ausfindig zu machen. Hatte er aber gewußt, was die Alemannen ihm natürlich strengstens verschwiegen haben, daß der Heilige Berg die hehrste Kultstätte der Alemannen war, ihrem höchsten Gott Wotan geweiht! Die ganze Art, wie das Heiligtum auf dem höchsten Gipfel des Heiligen Berges durch einen unterirdischen Gang bis unter den Neckar hin mit dem Königsstuhl, der fänglichen Wehrburg Martrians, verbunden war, deutet auf den Kult der Göttin der „Mutter Erde“, der Nerthus (Hertha), die bei den ältesten Germanen mit den Göttern der Sonne und des Mondes als Anbet, Willst und Vorbild verehrt worden war, die erst in der Wanderzeit durch ihre Söhne Wotan, Ziu und Donar abgelöst wurden. Gerade dies Heiligum auf dem Heiligen Berg, den ja nach altgermanischer Sitte kein Sterblicher eingeseht, geschweige denn bemannet betreten durfte, schien den Alemannen nach den damals mit den Römern vereinbarten Friedensverträgen, die zudem durch Söhne und Töchter der edelsten Familien gesichert schienen, die als Geiseln in der Gewalt der Römer waren, heilig und unantastbar. Um so unfehliger war der Gedanke Valentinians, gerade auf diesem Heiligen Berg seine Zwingburg aufzurichten. Ihm war hierbei die geradezu verbrecherische Dreistigkeit seines Planes keineswegs unklar, denn der römische Geschichtsschreiber dieses Werkes, der selber hier mitgekämpft haben muß in Alemannen, Ammianus Marcellinus, betont, mit welcher ungewöhnlicher Heimmlichkeit und Schnelligkeit Valentinian diesen unphysischen Vorstoß auf den Heiligen Berg vorbereitete und ausführte. In nächstlicher Stille mußte sein Staats-

rat Spargorius mit dem Truppenführer Arator und ausgewählten Soldaten über den Neckar gehen, wobei sie wohl noch die alte Römerbrücke bei Neuenheim, nur wenige hundert Meter vom Fuß des Heiligen Berges entfernt, benutzt haben mochten, denn Ammianus Marcellinus erzählt ausdrücklich: sie „gingen“ — nicht sie „führten“ über den Neckar. Es war etwas durchaus Ungewöhnliches, daß ein kaiserlicher Staatsrat (er wurde später sogar Präsekt und Konsul trotz der Degradierung nach diesem unglücklichen Ueberfall) unter solchen Umständen mit der Patrouille nach vorne mußte, und kennzeichnet die Bedeutsamkeit, die Valentinian seinem Unternehmen beimaß. Er war sich klar, damit heiligste Friedensverträge mit den Alemannen unherausgerissen zu werden. Nur eins scheint er eben doch nicht begriffen zu haben: daß man den Alemannen überall auf die Hüfneraugen treten, nur aber ja nicht die Heiligkeit ihrer Götterheime verletzen durfte!

Während nun Staatsrat Spargorius und Truppenführer Arator ihre Leute glaubten unmerklich auf den ersten, niedrigen Gipfel des Heiligen Berges geführt zu haben, und in unheimlicher Schnelligkeit begannen, die Erde aufzuwühlen, um die Grundmauern der Zwingburg aufzurichten, hatten die Wächter des Heiligums bereits die Alemannen alarmiert.

Zwischen ihnen dem Valentinian die Aufgabe, die er seinem tapferen Truppenführer Arator anvertraut hatte, zu schwierig, und sandte ihm seinen General Hermogenes, einen gerissenen Kleinasiaten, nach, ihn zu ersetzen. Aber auch dies sollte dem unseligen Unternehmen keinen Erfolg sichern.

Die Alemannen waren in wahrhaft tragischer Lage. Viele ihrer edelsten Familien hatten ihre Söhne und Töchter als Geiseln für einen Frieden gegeben, den sie ja auch nie brechen wollten, der aber durch die Treulosigkeit der Römer bereits gebrochen war. Um das Leben ihrer Kinder zu schonen, hätten sie ja die Heiligkeit des Berges verletzen lassen müssen! Das kam natürlich nicht in Betracht. Aber die Väter der Geiseln setzten ihre letzte Hoffnung auf Bitten und Verhandlungen mit den Römern, die sich vielleicht bestimmen ließen, von ihrem gotteslästerlichen Beginn abzuhalten. Andererseits verlor ihnen Angst und Mißtrauen den Römern gegenüber, wie vor allem die Ehrfurcht vor religiösen Sitten und Gebräuchen, den eigentlichen Grund ihrer tiefsten Sorge: um die Unverletzlichkeit des Heiligen Berges, den so anders denkenden und empfindenden Fremdlingen zu offenbaren. Sie durften nur bitten, doch die heiligen Friedensverträge nicht zu brechen, Treu und Glauben nicht zu zerbrechen, was den Römern doch nicht geizigen mochte, die doch durch ihre immerwährende Treue wohlverehert seien. Aber alle Bitten und Tränen der Greise und Edlen rührten die Römer nicht, die ihnen kaum Gehör schenkten und nur auf schleunigste Förderung ihrer Bauarbeiten bedacht waren. Da geschah, was bisher noch nie geschehen ist: freie germanische Völke, unbesiegt, nicht umgeschlagen von hart bewaffneten Kämpfern, die nur ihres Winkes harrierten, um vorzubrechen, sie beugten bittend die Knie vor dem furchtbaren Feldherrn, diesem Hermogenes. Doch zu bald mußten sie einsehen, daß vor solchen Römern alles umsonst sei. Damit war das Los ihrer Kinder besiegelt, denn die alemannischen Völke mußten, wenn sie unverrichtete Dinge zurückkehren mußten, trat das harte Kriegsrecht in Geltung, nach dem die Kämpfer vor, das Heiligum zu schützen, seine Entweihung zu rächen:

dann war aber auch das Leben der Geiseln bei den Römern verurteilt. Raslos arbeiteten die römischen Soldaten, die Grundmauern aufzurichten. Helme und Panzer, Schwerter und Schilde legten sie nieder und arbeiteten halbnackt im Schweiß ihres Angesichts an der Zwingburg.

Wie konnten die Alemannen diesem gefährlichen Beginn wehren, ohne die Heiligkeit des Ortes selbst wieder zu verletzen, den niemand bemannet betreten durfte! In dieser nie für möglich gehaltenen Not mußten die Priester des Heiligums und König Martrians Ausnahmeentschlüsse gefaßt haben. Es ist möglich, daß König Martrianus zum Königsstuhl durch den unterirdischen Laufgang seine Feldmaße zum Heiligen Berg entsandte, die nur mit kurzen Schwertern bewaffnet war. Jedenfalls berichtet der römische Geschichtsschreiber, es sei plötzlich unmerklich eine Schaar vorgedrungen, die sich mit den zurückziehenden Edlen berieten. Darauf führten sie über die Römer her mit klug geschnittenen Schwertern und Stöcken alle nieder, unter ihnen auch beide Führer (wohl Arator und Hermogenes). Keiner blieb übrig, den Römern die Trauertunde zu melden, außer Spargorius, der wohl Kunde erochen hatte als heller Kopf und sich rechtzeitig beiseite gedrückt hatte. Aber Valentinian kannte seinen Burgherrn wieder aufstauhe als einzig Ueberlebender, jagte ihn Valentinian voll Zorn und Verachtung von dannen und ließ ihn aus dem Heer aus.

Die Unverletzlichkeit des Heiligen Berges war gerech, allerdings erlaubt durch das Blut der Geiseln, die die furchtbaren Wut Valentinians ausgeliefert waren. Wie furchtbar ihn das Verschlagen des Planes erzürnte, erhebt man nicht nur aus der Wut, die über seinen einzigen Günstling Spargorius niederbrachte, sondern auch an unentwegt weiter gelassenen Aufstellungen gegen Martrianus. Als dieser endlich erkrankt war und in einer Heilquelle des Taunus sein letztes Viderung suchte, brachte dies Valentinian in Erfahrung und beschloß, den König wegzufahren. Damit hätte er freilich die wertvollste Geisel in die Hände bekommen, und er würde der Mann gewesen, das rücksichtslos auszunutzen. Er brach also sofort selbst mit ausgewählten Streiktruppen zur Heilquelle auf. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß dies die Quelle Martrianus, unser heutiges Wiesbaden gewesen sein könnte, denn diese Heilquellen waren den Römern zu bekannt und zugänglich, als daß der kluge und stets ungeniehm umfichtige König Martrianus sich so nahe an den Machtbereich der Römer gewagt hätte. Man darf wohl eher an die Heilquellen des heutigen Bad Soden denken.

Valentinian hatte seinen Soldaten strengstens verboten, zu rauben, zu brennen oder zu plündern. Dennoch wurde ihre schon damals nicht mehr zu zügelnde Disziplinlosigkeit dem Vorhaben zum Verhängnis. Das geringe Geolge des Franken Königs wurde durch das Geschrei gemarterter Einwohner und durch die Flammen ihrer von plündernden Römern angezündeten Häuser aufmerksam und konnten ihren König noch gerade in größter Eile auf einem kleinen Wagen in ein enges Seitental in Sicherheit bringen vor den römischen Streifen, die alle Wege und Siege abjagten.

Nachdem der Wut, daß ihm auch dieser Streich mißglückt sei, verirrte Valentinian die ganze Gegend, brannte alle Geiseln nieder und versuchte, fast des Königs Martrianus einen gewissen Fraomar als König auszurufen. Doch kein Alemanne hat je diesem König andere als erzwungene Ehren erwiesen, während jeder bereit war, für den geliebten König Martrianus sein Leben zu opfern. Kein Mittel war dem Valentinian schlecht genug, die alemannischen Könige zu besitzeln. Hatten die Römer schon früher den König Vadomar durch Gift in ihr Garn gelockt und ebenso weggeschmarrt, wie sie es mit Martrian versuchten, so besaß Valentinian einen treulosen Diener des Königs Wisithas, des Sohnes Vadomars, seinen Herrn zu vergiften. Nach der zuchlosen Tat entwich der Mörder aufs linke Rheinufer zu den Römern. Valentinian schickte unablässig die Jagdler und den Reib der Burgunder auf die gelegenen Landstriche am Neckar und Rhein, obwohl er die Erfolge seiner Missetaten nicht mehr erleben sollte. Aber schon 413 drängten die Burgunder die Alemannen nach schweren Kämpfen südwärts, womit auch der Heilige Berg als Kultstätte altgermanischer Götterverehrung verloren ging. Nur noch heute, „Heldensitz“, der Eingang zum unterirdischen Laufgang, stehen durch alle christlichen Jahrhunderte die Phantasie des Volkes still zur Ruße kommen.

Die Kämpfe der Burgunder und Alemannen schlugen uns einige der dunkelsten und beklagenswertesten Seiten unserer Geschichte auf. Kein Geschichtsschreiber hat sie uns in helles Licht rücken wollen. Aber um so jähher zankte sich Dichtung und Sage um diese Kämpfe, die noch im Waltharliche, dem Nibelungenliede und anderen Sagenstoffen nachklingen. Doch überblicken wir kurz das Eindringen der Burgunder. Schon 411 n. Chr. taucht ihr im Nibelungenliede verwegener Gunther auf: König Gundahar (auch Gundicar), dem die Römer den auffallenden Titel „Pfalzarch“ geben. Schon 416 n. Chr. er mit seinen Burgundern die römisch-katholische Religion an. Damit ist das Schicksal des Wotanheiligtumes auf dem Heiligen Berg besiegelt. Vom nachburgundischen König Wisithas Gunther zum Worms aus kämpften die Verbunden Worms gegen alle „heidnischen“ Ueberreste. Leiber das zertrübberte Heiligum mögen nur noch die luftigen Formreste Siegfrieds vom Winde hingeweht worden sein, wenn er mit Gunther jagend durch den Odenwald zog. Nicht weit von hier ist er auch bei dem Duell dem grimmen Hagen gefallen. Doch die Burgunder zog es noch weiter südwärts ins lodende Gallien hinein durch die „burgundische Pforte“. Hinter ihnen drängten die Franken nach, gegen die die Alemannen vergeblich ihre alte Heimat zu verteidigen versuchten. Immerhin ist es möglich, daß sie ihr Heiligum auf dem Heiligen Berg wieder weihen konnten, bis die Schlacht bei Zülpich den Franken das Heiligtum brachte, und damit den Christen, die alle heidnischen Heiligümer Wotans dem Erzengel Michael weihen, der als freitbarer Reiter noch am ehesten an Wotan erinnern konnte.

Vom Kloster Vorich aus wurde der Heilige Berg christianisiert. An Stelle des alten Wotanheiligtums erhob sich die Michaelsbasilika, um die König Ludwig der Deutsche, Kaiser Otto der Große und Heinrich II. ein Kloster errichten ließen auf dem Wirinsberg, der wiederholt in ihren Urkunden auftaucht. Die Winde versuchten, diesen Namen in Wabramberg umzuwandeln. Auf dem etwas niedrigeren Gipfel (auf dem vermutlich die Römer Valentinianus im Jahre 369 ihre Zwingburg hatten aufzurichten wollen) bauten sie das Stefanuskloster. Aber beide Gründungen wurden von ihren Wänden schon vor Aufbruch der Franken verlassen. In den zerfallenden Ruinen haften Strahlenräuber. Hier oben nisteten sich auch die Schnapphäse ein, die den französischen Nordbrütern Ludwig XIV. zu schaffen machten. Aber erst die Thronstühle des Dritten Reiches als dem Heiligen Berg wieder die Weihe, die einst über seinen sonnigen Höhen glänzte.

# Die Zeit geht weiter

Ein Aufruf von Wilhelm Albrecht, Landesleiter von Baden der NSK

Wer als Schriftsteller in die Öffentlichkeit tritt, muß Mitglied dieser Standesgemeinschaft sein. Wer nicht dazu gehört, darf nicht publizieren. Ausgenommen sind Einzelfälle einmaliger technischer Arbeiten etwa eines Ingenieurs, eines Architekten, eines Baumeisters, der vielleicht für einen Zeitungsbeitrag eine bestimmte Sache darstellen will. Er darf dazu der Erlaubnis der Verbandsgemeinschaft des NSK und kann dann ohne Mitbestimmung publizieren, da er nicht Schriftsteller ist. Wer in der Presse schreibt, kann sich dann nicht zur Standesgemeinschaft der Schriftsteller rechnen, wenn er eine rein journalistische Tätigkeit ausübt, also Berichterstattung, politische Feuilleton, Nachrichtenübermittlung. Er gehört dann zum Reichsverband der deutschen Presse, zum NSDAP. Wer in der Zeitung Gedichte, Romane, Erzählungen, heimatkundliche Arbeiten oder Aufsätze bringt, ist Schriftsteller und gehört zu unserer Standesgemeinschaft. Die Grenzen sind scharf, jeder Schriftsteller wird sie klar unterzeichnen. Ich bitte die Presse, streng darauf zu achten, daß nur solche Schriftsteller Beiträge gedruckt werden, die den Vermerk tragen: „Mitglied des NSK“. Die Schriftsteller bitte ich, auf jeder Arbeit diesen Vermerk zu machen. Für die Presse ist dieser Vermerk ein Kennzeichen zunächst für arische Abstammung, dann dafür, daß der Einreicher seine schriftstellerischen Fähigkeiten schon bewiesen hat, sonst wäre er nicht in den NSK aufgenommen worden, ferner auch dafür, daß sie im Sinne der ganzen kulturellen und sozialen Arbeit des neuen Deutschland handelt, wenn sie diese Einreicher sprechen läßt und ihnen Arbeit gibt.

Besonders seien alle Parteimitglieder dazu aufgerufen, den schaffenden Schriftsteller unserer Landschaft zu fördern und den Dilettantismus überall auszuschalten. Die politischen Kreisleitungen mögen hiermit in der Reinigung der Kameradschaftsabende und ihrer Ausgestaltung durch echte deutsche Kunst aus der Landschaft den Anfang machen. Die Leiter der Kreisbildungsämter und in diesen besonders die Leiter der Abteilung Buchwesen und Schrifttum mögen für die künstlerische Ausgestaltung der Schulungsabende sorgen und sich hierbei auf die Zusammenarbeit mit dem NSK stützen, der eine „Bedarfsmappe“ herausgibt, in welcher das Beste der lebendigen Dichtung unserer Grenzmark laufend gesammelt wird. Jede Verbandsortsgruppe, jeder Kreisleitungsamt und jeder Leiter der Abteilung Buchwesen und Schrifttum im Kreisbildungsamt wird diese „Bedarfsmappe“ erhalten.

historische Krankheit, in der die Welt zum Museum wird, wo man nach Katalogen alles schon Dagewesene neugierig beschneifelt und wieder Jahren läßt und sich höchst noch mit den Nummern herumfingert. Für uns ist Geschichte Wirklichkeit in einer anderen Sphäre unseres eigenen Lebens, in der wir enthalten sind, wo jeder von uns in seiner Kindheit enthalten war. Wie groß ist das Wunder, wenn der Schriftsteller oder wenn gar der Dichter Geschichte lebendig macht! Wenn wir von unten heraus aus unserem Blute die gleichen Aufgaben empfangen, wie von oben her aus der Unendlichkeit unserer Zukunft! Wir stehen, wie unsere Väter mit ihrer lebendigen Geschichte, auch mit unserer lebendigen Geschichte festgefügt auf dem Heimatgrund, aber — das dürfen wir nicht vergessen! — auch wie unsere Väter, wo sie nicht Werte geschaffen haben, wertlos und kulturlos da! Was wir leisten, das gibt uns erst den historischen Wert, wie es auch unseren Väter erst den historischen Wert gegeben hat. Das ist die verpflichtende Forderung. Jeder Deutsche muß sie persönlich empfinden.

Kultur ist nur so weit da, als das eigenständige Leben selbst eine feste Gestalt gewinnt. Kultur ist kein Ding, das einmal entsteht und dann immer bleibt, die Alten haben es entwickelt und die Neuen sitzen drin. Echte Kultur ist — so selten es klingen mag — zunächst keine geistige Sache, vor allem nichts Intellektuelles. Echte Kultur wächst immer vom Volke heraus, sie ist ganz Sache des Seelischen. Im Schwarzwald der Bauernhäuser finden wir sie mehr als in den Betonhäusern reicher Leute. Das einfache Volk lebt Kultur und Geschichte, lebt sie mit dem Blut und mit der Tat, mit dem Alltag des Lebens, in ihrer natürlichen Wahrheit und dauernder Forderung an den Volkender. Dies ist der Anspruch der Landschaft an den geistigen Menschen! Und seine Antwort? — sehen wir uns um! Wir haben alle Ursache, keine Kulturpropheten zu treiben, so wenig wie wir Ursache haben, auf das einfache Volk herabzublicken. Wir wollen auch nichts von dem Hochmut wissen, mit dem der tüftelnde Verschwärmer auf die Volkskunst blickt. Aus dem Volk empor wächst der Meister, es gibt keine Kluft zwischen Volkskunst und Hochkunst, sondern immer nur eine Brücke. Den Dichter kann dies unser Meister lehren. Die alemannische Schnur, die Pfälzer Schnur sind keine Kulturpropheten. Münchhausens und Wilhelm Schäfers Anekdoten grenzen ganz dicht an diese volkstümlichen Dinge, der große Dramatiker spinnst sie als Quibbles fracks in seine Werke hinüber. Meister Johann Sebastian Bachs große Schöpfungen scheinen vom Volkslied so weit entfernt zu sein wie die Sterne vom Erdboden und sind ihm doch ebenso nah. In wieviel Choralen gibt das schlichte Volkslied den ganzen Gehalt einflößt her! So ist es mit Gottfried Kellers Geschichten, mit Adalbert Stifters, mit unferem Burte und Emil Strauß und wen soll ich noch alles nennen.

Mit meinen Auseinandersetzungen will ich den organischen Gedanken des Nationalsozialismus, in die Mitte unserer gesamten Arbeit stellen. Er verbindet uns auch am natürlichsten mit der Geschichte der Landschaft, die für den deutschen Menschen Wurzelgrund, Volkstümlichkeit und zugleich verpflichtende Forderung ist. Forderung, wie in der großen Persönlichkeit aus eigener Kraft Großes gestaltet haben, auch unfererseits aus eigener Kraft deutsche Welt zu gestalten! Für das befreite Deutschland ist Geschichte nicht mehr die

Fortsetzung folgt

Wir stellen vor:

# Neue Kräfte

am

# Staatstheater



Eva Fiebig

Seit meinem 1. Theatererlebnis (mit 14 Jahren) interessierte ich mich für den Schauspielberuf und Helene Thimig, Berlin, unterrichtete mich 3 Jahre lang ohne Wissen meiner Familie unentgeltlich, während ich mich „offiziell“ auf den Lehrerberuf vorbereitete. 10 Tage nach der ersten diesbezüglichen Abschlussprüfung startete ich in München an den Kammer- und Bühnenspielen als jugendliche Komikerin (Käthchen in „Wie es Euch gefällt“). Steirück fand meine Begabung tragisch (oder meine tragische Begabung) und verpflichtete mich 18jährig an das Münchener Nationaltheater für die Maria Magdalena, Pygmalion etc. Ein Jahr darauf kam ich nach Berlin zu Reinhardt als „Helena“ in „Sommernachtsstraum“. Dem Wandertrieb des Bühnenspielmenschen huldigend, nahm ich Gastspielangebote nach Siebenbürgen, Süd- und Nordamerika an und war ein Jahr in Newyork am Broadway „the german tragedian“. Dann folgten Engagements in Wien, Mannheim und Bremen, wo ich mich in meinem eigentlichen Fach behaupten lernte.



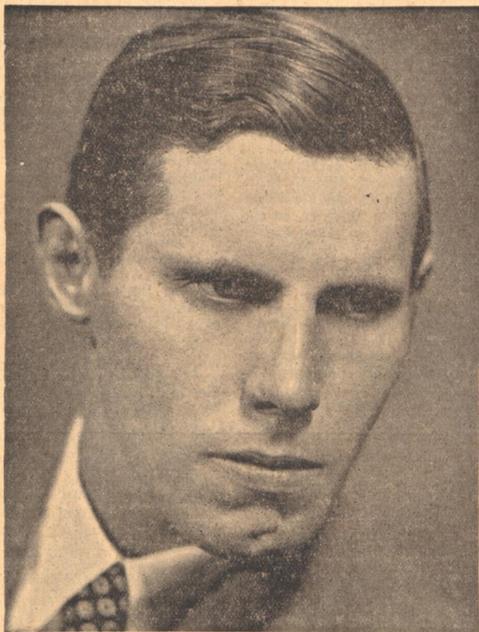
Melitta Staneck

Bin geboren am 8. 3. 1913 in Braunau am Inn als Offizierstochter. Lebte von meinem zweiten Lebensjahr in Wien und erklärte eines Tages meinen Eltern, daß ich Schauspielerin werden wollte. Nach bestandener Aufnahmeprüfung ging ich drei Jahre in die Schauspielschule des Deutschen Volkstheaters in Wien. Anschließend war ich zwei Jahre am Deutschen Volkstheater engagiert und spielte alle munteren Liebhaberinnen und jugendlichen Salondamen in zweiter Besetzung. Da ich unbedingt nach Deutschland wollte, weil ich keine Möglichkeit sah, in Wien weiter zu kommen, mußte ich mich mit Pforzheim begnügen, wohin ich als Salondame engagiert wurde. Durch einen Zufall lernte ich Intendant Trede vom Mainzer Stadttheater kennen und er engagierte mich für 2 Jahre nach Mainz. Auf Karlsruhe freute ich mich ganz besonders, zumal ich von Pforzheim aus schon einmal in Karlsruhe in „Die Nacht zum 17. April“ gastiert habe.



Erich Schudde

Ich bin jugendlicher Komiker und Naturbursche, kein Grübler, kein Pathetiker, überhaupt kein Ethiker. Größte Echtheit und Wahrheit erscheint mir als höchster Gipfel aller Kunst. Mit 4 Jahren wollte ich Müllkutschner werden, mit 4½ Koch und mit 5 Zirkusdirektor, mit 6 Schauspielern. Da ich doch zum Theater wollte, erschien mir die Schule höchst überflüssig. Da selbst war ich die Unschuld in Person. Daß man lesen können muß, ließ ich noch gelten, aber schon das Rechnen lehnte ich glatt ab. Endlich war's soweit. Mit 18 Jahren fing ich am ehrwürdigen gothaischen Theater in Rudolstadt an. Ich spielte unzählige Diener- und Kellnerrollen, Greise mit weißen Bärten, Offiziere aller Jahrhunderte und Waffengattungen und nur keine jugendlichen Rollen, dafür waren ältere Kollegen da. Ich zog von einem kleinen Theater zum anderen, bis ich nach Gotha gelangte. Hier spielte ich alle Jungenrollen, erste und heitere. Eine schöne Zeit. Dann kam ich nach Darmstadt. Von dort nach Karlsruhe!



Karl Köhler

Nach seinem Musikstudium und bestandenen Staatsexamen bei Professor Dr. Sandberger an der Münchener Universität kam Karl Köhler über Dessau und Breslau nach Berlin. Gleichzeitig war er bei den Bayreuther Festspielen als Assistent von Toscanini und Furtwängler tätig. Nach seinem erfolgreichen Gastdirigieren in Karlsruhe (Walküre) wurde Karl Köhler als erster Kapellmeister an das Badische Staatstheater verpflichtet.



Heinz Graeber

Geboren bin ich in der alten Hessenstadt Kassel. Ich wurde Bankbeamter und nahm nebenbei dramatischen Unterricht. Ich wurde Schüler von Ernst Wehlan — später von Frau von Bodenhausen. Erst nur als Liebhaber gedacht, ergriff ich mein Studium bald mit tiefem Ernst. Erfolge in kleinerem und größerem Kreise kamen — und schließlich stand es für mich fest: zur Bühne zu gehen. Am 20. April 1930 fand mein erster Vertragsabschluß statt und zwar mit dem Deutschen Schauspielhaus in Hamburg. Und am 2. August desselben Jahres stand ich das erstmalig auf der Bühne in „Politik“ als — ja, als Statist! 5 Wochen später durfte ich in „Prinz von Homburg“ als irgend ein Offizier die ersten Worte sagen, noch 8 Tage später spielte ich meine erste, wenn auch kleine Rolle! Im Herbst 1933 kam ich an die Ver. Stadttheater Duisburg-Bochum.



Hedwig Hillengaß

Gebürtig in Mannheim, nach sechsjährigem Studium Engagement an das Stadttheater Pforzheim, von da über Heilbronn nach Plauen, 1933 Verpflichtung an das Nationaltheater Mannheim. Mit besonderer Freude sehe ich dem neuen Aufgabenkreis am Staatstheater Karlsruhe schon deswegen entgegen, weil ich damit Gelegenheit habe, mein künstlerisches Können und Willen bei engster Verbundenheit mit der badischen Heimat in den Dienst der Kunstaufgaben unserer Westmark zu stellen.



Liselotte Koerfer

Geboren bin ich, das steht fest. Getauft bin ich auch und zwar mit echt Kölnischem Wasser; denn ich erblickte das sogen. Licht dieser Welt in der Domstadt. Meine Ausbildung erhielt ich in Köln's städt. Schauspielschule. Ich fand bald Verwendung in kleinen Aufgaben, „diente“ und „servierte“ in sämtlichen hohen und höchsten Häusern der Lustspiel- und Schwankliteratur, ohne nach der einen oder anderen Seite besonders „aufzufallen“. Das Goethejubiläum 1932 brachte mir die erste Rolle und den ersten Erfolg: ich durfte in der Goethefeier der städt. Bühnen die „Amine“ in „Laune des Verliebten“ spielen. Kurz darauf wurde ich nach Bremerhaven engagiert. Zwei Jahre spielte ich an der Waterkant, von wo mich Dr. Himmighoffen nun ins schöne Ländle verpflichtete.

Ilse Römer

Meine Familie stammt aus dem Rheinland — ich selbst bin in Dortmund geboren, Theaterspielen und Singen war von Kind an meine größte Freude, aber meine Gesangstudien durfte ich erst beginnen, nachdem ich das Lyzeum absolviert und noch eine anschließende 2jährige Pensio-natszeit in Bad Nauheim überstanden hatte. Dann begann ich meine Studien bei der Dresdener Koloratur- und Gesangs-sängerin Toni Wutt. Während der Studienzeit kleine Rollen am Dortmunder Stadttheater, nach 3½ Jahren kam die Bühnenprüfung und anschließend mein 1. Fachengagement! Teplitz-Schönau — die größte sudetendeutsche Bühne, dort blieb ich 2 Jahre und habe viel Schönes singen dürfen, wurde anschließend nach Plauen engagiert. Und von dort bin ich also nach Karlsruhe gekommen. Auf die Arbeit hier freue ich mich sehr.



Vilma Fichtmüller

Ich begann mein Studium 1932 bei Paul Mangold, Berlin. Ursprünglich wollte ich Medizinerin werden, wurde aber durch Mangold „entdeckt“ und für die Bühnenlaufbahn ausgebildet. Nach zweijährigem Studium wurde ich für die Spielzeit 1934/35 nach Görlitz engagiert, wo ich aber schon zu Beginn der Saison freigegeben wurde, um ein Engagement am Deutschen Opernhaus in Berlin anzutreten. In Berlin engagierte man mich nach zwei Gastspielen in Karlsruhe als Sieglinde und Fidelio an das Bad. Staatstheater Karlsruhe.

# Die Kasteiung des Schiffsjungen Piff

Von Hans Riebau

Diese ein wenig seltsame Geschichte hat sich vor einer ganzen Reihe von Jahren zugetragen. Sie hat ein Vorspiel, das des Zusammenhangs wegen ganz kurz erzählt werden muß.

Der Fischer „Johanna“ lag in schwerem Sturm vor Vorkum. Kapitän Karjin hatte, nachdem er zwei Stunden lang abwartend manövriert, beschlossen, Emden als Nothafen anzuliegen. Als er aber den Ewer mit flatterndem Großsegel durch den Wind drehen ließ, war Piff, der Schiffsjunge, über Bord gegangen.

Karjin erkannte das Blut in den Atern. Der Ewer hatte zusammen nur vier Mann Besatzung. An ein Aussehen des Bootes bei diesem Wetter war nicht zu denken. Der Junge war verloren.

Der Ewer tauchte, von einer achterlichen Welle getrieben, tief mit dem Bug in die See. Eine Regenschneise prasselte hernieder, kurz darauf riß die Großboot, versank in den Stog, und dann war schon der Mast über Bord. Als aber der Bug sich prüfend aus dem Wasserberg wieder herausgearbeitet hatte und nunmehr für einen Augenblick schräg nach oben in den Himmel ragte, war hing da vorn am Klüverbaum? Piff, der Schiffsjunge.

Ein Wunder war geschehen. Niemand wird es uns glauben“, sagte Kapitän Karjin, als sie den Jungen nach hinten geholt hatten, „wenn wir das später mal so am Stammtisch erzählen.“

„Wird wohl nichts werden mit dem Stammtisch“, zuckte Steuermann Lorenzen die Achsel und zeigte auf den abgebrochenen Mast.

Das Schiff war ein hilfloses Wrack. Die Besatzung konnte nichts anderes tun als warten. Kapitän Karjin, ein frommer Katholik, ging ins Logis, betete und tat ein Gebilde.

Wenig später wurden sie durch den holländischen Dampfer „Hymwegen“ gerettet, und es gelang sogar, den Ewer in Schlepplug zu nehmen.

Dieses ist die Vorgeschichte. Am nächsten Sonntag war die Besatzung des Ewers — die „Johanna“ selbst war längst zur Reparatur auf der Werft — im Begriff, das Gelübde zu erfüllen. Kapitän Karjin hatte sich — für seine Person und für seine Leute — verpflichtet, mit Erbsen in den Schuhen zur Antonius-Kapelle auf den Schreiner Berg zu pilgern und dort ein Dankgebet für die Errettung aus Seemot zu sprechen. Karjins Leute waren der Meinung, daß das Gelübde ihres Kapitäns ein wenig mittelalterlich und besonders die Fällung der Schuhe mit Erbsen übertrieben sei. Aber da sie Karjin kannten, verließen sie gar nicht erst, ihre Privatmeinung vorzutragen. Sie pilgerten, die Schuhsohlen mit Erbsen belegt, im heißen Sonnenschein den Schreiner Berg hinauf. Kapitän Karjin, immerhin 210 Pfund schwer, humpelte, ächzte und höchste am meisten von den vieren. Hin und wieder formten sich seine Rippen so, wie sie es an Bord taten, kurz bevor ein zweihundert Meter langer Fluß über das Deck schmetterte. Aber immer noch rechtzeitig fiel Kapitän Karjin ein, daß man sich nicht an Bord befinden und somit die hemmungslose Äußerung seemannischen Unmuts angesichts des frommen Zwecks der Reise zu unterdrücken habe.

Lorenzen, der Steuermann, balancierte mit vernünftigem Gesicht die Straße entlang. Gewiß, er wog nur an die 140 Pfund und war so, wie es schien, dem Kapitän gegenüber im Vorteil. Dafür aber besaß er nicht die starke Gläubigkeit seines Vorgesetzten. Steuermann Lorenzen ging lediglich deshalb in der stehenden Sonne den Berg hinauf nach der Antonius-Kapelle, weil Karjin es befohlen hatte. Schöndler hingegen, der Matrose mit seinen 115 Pfund hätte die Erbsen in den Schuhen leicht getragen, wenn sich nicht unglücklicherweise eine ganze Reihe von Hühneraugen mit den harten, knorpeligen Hülfrücken zu einer gemeinamen Front gegen das Wohlbehagen des Leichtmatrosen verbündet und ihn zu immerhin bemerkenswerten Betrachtungen über das Mithverhältnis zwischen seemannischen und religiösen Pflichten veranlaßt hätte. Der einzige, dem die Erbsen in den Schuhen nichts auszumachen schienen, war Piff, der in jener Sturmnacht zweimal gerettete Schiffsjunge. Fröhlich pfeifend schritt er den heiligen Berg hinauf, und seine Augen blinzelten auch dann noch munter in die Welt, als Kapitän Karjin ihm das Pfeifen angesichts des eruchten Sinnes dieser Wanderfahrt kurzerhand untersagte.

Die letzte Strecke des Aufstiegs war besonders steil und besonders feing. Kapitän Karjin verhaltenes Klagen nahm bedenklich zu. Steuermann Lorenzens Mundwinkel wurden scharf wie Messer, und Schöndlers revolutionäre Bemerkungen konnten nunmehr von seinen Vorgesetzten mit dem besten Willen nicht mehr überhört werden. Wie es aber so oft im Leben geht: Anstatt daß der Unwille des Kapitäns sich gegen den Schuldigen wandte, mußte der Jüngste herhalten: Piff, der Schiffsjunge.

„Hör mal“, sagte Karjin plötzlich und blieb stehen, „komm hier mal, nen hübschen näher ran, mien Jong.“ Piff schob sich heran. Seine Augen blinzelten nicht mehr ganz so fröhlich wie bisher.

„Du hast da wohl gar keine Schmerzen in den Füßen?“ begann Karjin die Vernehmung.

# Ein ganzer Mann

Von Ulf Dietrich

Er war noch ein ganz junger Bursche, und feiner von den alten Arbeitern achtete jetzt, da Feierabend war, sonderlich auf ihn. Sie waren alle schon von dem Gerüst herabgehtiegen, auf dem sie auch diesen Tag in Afford gearbeitet hatten, redeten ihre krummen Maurerrücken, wuschelten an den Baubuden, suchten ihr Zeug zusammen, rühten zur Heimkehr. Es war Feierabend.

Der junge Bursche stand oben auf dem Gerüst, wiegte sich in den Hüften, sah die breite Straße hinauf, die in die Stadt führte, hütete sich auf, verstränkte die Arme und döste. An ein blaues Sommerkleid dachte er, an ein Paar feste Arme, einen Wuschelkopf, ein Paar blanke Augen, einen spitzbühigen Mund und an ein Gräßchen, das sich auf der linken Wange zeigte, wenn das Mädchen lachte. An Hanna dachte er.

Was so ein Mädchen doch alles vermag. Am Spätnachmittag war er vor die Stadt hinausgegangen, um im Fluß zu baden. Kameraden hatte er da getroffen und später kamen auch seine Schwestern und andere Mädchen. Sie, die Jungen, hatten die Mädchen kaum beachtet, hatten ihre Kunststücke gemacht, Wuchelköpfe, auf den Händen laufen und Kraftproben, waren um die Wette geschwommen und hatten nach Kieselsteinen getaucht. Abwärts sahen die Mädchen. Sie mischten sich nicht in die Spiele. Eine natürliche Scham hielt sie zusammen, ließ sie sich absondern. Jetzt lagen die Jungen auf in der Sonne. Einer erzählte, was er alles einmal unternommen werde. Und er prahlte und war ein Maulheld. Inzwischen schwammen die Mädchen wie Nixen im Fluß.

Das war der Abend. Was war eigentlich noch geschehen. Nichts, gar nichts, absolut nichts. Sie waren später nach Haus gegangen. Unbekümmert gingen sie, die Jungen, marschierten über die Biesen am Fluß entlang vor und sangen ein Lied. Und wie sie so gingen und sangen, hatten die Mädchen plötzlich mit eingestimmt, sangen mit. Und da war eine helle Stimme dabei, rein und klar, von großer Kraft und auch Zartheit. Da mußte er sich umbrehen, mußte die bunte Mädchenreihe ansehen und hatte gleich gewußt, gefühlt: tie im blauen Kleid ist es.

Sie waren alle weitergegangen, nichts hatte sich zu ereignen und doch mußte er, es war etwas geschehen. Er war garnicht mehr bei der Sache, und er dachte, wie schön muß es sein, wenn sie singt: Dort nieder in jenem Volke. . . Der gar das Wunderbare: Wür ich ein wider Falke, ich tät mich schwingen auf. . . Wie im Traum war er weitergegangen und war noch wie abwesend, als sie sich dann trennten. Sie gaben sich alle die Hand. „Du singst sehr schön“, sagte er sogar zu jenen. Woher hatte er nur den Mut. Das Mädchen im blauen Kleid lachte — noch sah er das Gräßchen auf ihrer linken Wange — „Gefällt es Dir?“ Er hat nur genickt. Später neckten die Schwestern ihn: „Du bist ja ganz rot geworden, als Du

„Mein, Käpt'n, schüttelte Piff den Kopf. „Dann hast Du wohl gar keine Erbsen in Deine Schuhe getan?“ Piff nickte heftig. „Doch, Käpt'n“, sagte er, „ein halbes Pfund hew is dr rinshütt!“

„Dann ziehe mal Deine Schuh' aus, mien Jong“, fuhr Karjin fort, „ich will sie mir doch mal ansehen, Deine Erbsen.“

Piff verwarfte sich. „Käpt'n“, flüsterte er, „is doch ganz bestimmt moohr, ein halbes Pfund hew is —“

„Schuhe aus!“ donnerte der Kapitän. Piff lenkte ergeben den Kopf. Dann setzte er sich auf den Boden, zog den linken Schuh aus und reichte ihn Karjin. Der nahm ihn, beugte sich nieder, guckte hinein, und als er sich wieder, mit starren Augen, aufrichtete, mußte seine Besatzung Bescheid: Windstärke 12 1/2, reite sich wer kann!

„Verdort!“ rief Kapitän Karjin, und schlug, indes festsamerweise in all dem Zerger ein Bild der Bewunderung den Schiffsjungen freite, mit der Faust auf einen unfähigbaren Tisch; „Schöne dicke, gelbe Erbsen hatter in'n Schuh“, aber was is das man bloß mit unferer Tshugend, Steuermann Lorenzen! He bett se vorher foot!“ (Er hat sie vorher gefochst!)

„Dann hast Du wohl gar keine Erbsen in Deine Schuhe getan?“ Piff nickte heftig. „Doch, Käpt'n“, sagte er, „ein halbes Pfund hew is dr rinshütt!“

„Dann ziehe mal Deine Schuh' aus, mien Jong“, fuhr Karjin fort, „ich will sie mir doch mal ansehen, Deine Erbsen.“

Piff verwarfte sich. „Käpt'n“, flüsterte er, „is doch ganz bestimmt moohr, ein halbes Pfund hew is —“

„Schuhe aus!“ donnerte der Kapitän. Piff lenkte ergeben den Kopf. Dann setzte er sich auf den Boden, zog den linken Schuh aus und reichte ihn Karjin. Der nahm ihn, beugte sich nieder, guckte hinein, und als er sich wieder, mit starren Augen, aufrichtete, mußte seine Besatzung Bescheid: Windstärke 12 1/2, reite sich wer kann!

„Verdort!“ rief Kapitän Karjin, und schlug, indes festsamerweise in all dem Zerger ein Bild der Bewunderung den Schiffsjungen freite, mit der Faust auf einen unfähigbaren Tisch; „Schöne dicke, gelbe Erbsen hatter in'n Schuh“, aber was is das man bloß mit unferer Tshugend, Steuermann Lorenzen! He bett se vorher foot!“ (Er hat sie vorher gefochst!)

„Dann hast Du wohl gar keine Erbsen in Deine Schuhe getan?“ Piff nickte heftig. „Doch, Käpt'n“, sagte er, „ein halbes Pfund hew is dr rinshütt!“

„Dann ziehe mal Deine Schuh' aus, mien Jong“, fuhr Karjin fort, „ich will sie mir doch mal ansehen, Deine Erbsen.“

Piff verwarfte sich. „Käpt'n“, flüsterte er, „is doch ganz bestimmt moohr, ein halbes Pfund hew is —“

„Schuhe aus!“ donnerte der Kapitän. Piff lenkte ergeben den Kopf. Dann setzte er sich auf den Boden, zog den linken Schuh aus und reichte ihn Karjin. Der nahm ihn, beugte sich nieder, guckte hinein, und als er sich wieder, mit starren Augen, aufrichtete, mußte seine Besatzung Bescheid: Windstärke 12 1/2, reite sich wer kann!

„Verdort!“ rief Kapitän Karjin, und schlug, indes festsamerweise in all dem Zerger ein Bild der Bewunderung den Schiffsjungen freite, mit der Faust auf einen unfähigbaren Tisch; „Schöne dicke, gelbe Erbsen hatter in'n Schuh“, aber was is das man bloß mit unferer Tshugend, Steuermann Lorenzen! He bett se vorher foot!“ (Er hat sie vorher gefochst!)

„Dann hast Du wohl gar keine Erbsen in Deine Schuhe getan?“ Piff nickte heftig. „Doch, Käpt'n“, sagte er, „ein halbes Pfund hew is dr rinshütt!“

„Dann ziehe mal Deine Schuh' aus, mien Jong“, fuhr Karjin fort, „ich will sie mir doch mal ansehen, Deine Erbsen.“

Piff verwarfte sich. „Käpt'n“, flüsterte er, „is doch ganz bestimmt moohr, ein halbes Pfund hew is —“

„Schuhe aus!“ donnerte der Kapitän. Piff lenkte ergeben den Kopf. Dann setzte er sich auf den Boden, zog den linken Schuh aus und reichte ihn Karjin. Der nahm ihn, beugte sich nieder, guckte hinein, und als er sich wieder, mit starren Augen, aufrichtete, mußte seine Besatzung Bescheid: Windstärke 12 1/2, reite sich wer kann!

„Verdort!“ rief Kapitän Karjin, und schlug, indes festsamerweise in all dem Zerger ein Bild der Bewunderung den Schiffsjungen freite, mit der Faust auf einen unfähigbaren Tisch; „Schöne dicke, gelbe Erbsen hatter in'n Schuh“, aber was is das man bloß mit unferer Tshugend, Steuermann Lorenzen! He bett se vorher foot!“ (Er hat sie vorher gefochst!)

„Dann hast Du wohl gar keine Erbsen in Deine Schuhe getan?“ Piff nickte heftig. „Doch, Käpt'n“, sagte er, „ein halbes Pfund hew is dr rinshütt!“

„Dann ziehe mal Deine Schuh' aus, mien Jong“, fuhr Karjin fort, „ich will sie mir doch mal ansehen, Deine Erbsen.“

Piff verwarfte sich. „Käpt'n“, flüsterte er, „is doch ganz bestimmt moohr, ein halbes Pfund hew is —“

„Schuhe aus!“ donnerte der Kapitän. Piff lenkte ergeben den Kopf. Dann setzte er sich auf den Boden, zog den linken Schuh aus und reichte ihn Karjin. Der nahm ihn, beugte sich nieder, guckte hinein, und als er sich wieder, mit starren Augen, aufrichtete, mußte seine Besatzung Bescheid: Windstärke 12 1/2, reite sich wer kann!

„Verdort!“ rief Kapitän Karjin, und schlug, indes festsamerweise in all dem Zerger ein Bild der Bewunderung den Schiffsjungen freite, mit der Faust auf einen unfähigbaren Tisch; „Schöne dicke, gelbe Erbsen hatter in'n Schuh“, aber was is das man bloß mit unferer Tshugend, Steuermann Lorenzen! He bett se vorher foot!“ (Er hat sie vorher gefochst!)

# Gesicht im Sturm

Eine merkwürdige Geschichte von Max Rothfuß

Warum mag es uns oft mit einer gebieterischen Geste zwingen, die von irgend woher aus dem Innersten uns angrinst, einem Menschen gegenüber schon und zurückhaltend, ja, sogar ängstlich zu sein? Und ist es nicht merkwürdig, daß ein Mensch, dem wir unter besondern Umständen begegnet sind, uns aus dem Gleichgewicht zu bringen vermag?

Fritz Reinhard und Olaf Lorenson kamen vom Varieté; breitschultrig, fast behäbig der Deutsche, schlank und groß der Norweger. Beide schiederten nachdenklich, die Hände tief in den Taschen, heimwärts.

„Verdammt!“ Olaf Lorenson schreute auf. Fragend schaute er dem Freund ins Gesicht.

„Was hast du, Fritz?“ „Ich kann die Wägen von dem Jüder nicht loswerden. Schon den ganzen Weg tänzt sie vor mir her und kann nicht an. Ich bin doch nicht betrunken.“

Er machte eine Bewegung, als wollte er eine Tafel ausweichen. Jetzt mußte Olaf, warum sein Freund so plötzlich die Vorstellung verließ. Er erlebte im Geist noch einmal den Vorgang auf der Bühne. — In einem Flammengur schwebte der Kopf eines Jüders. Die Augen starr und erdorn auf einen Punkt gerichtet. Kein Zug in der dämonisch-rubigen Frage zeigte Leben. Nur die zuckenden Flammen, die gierig, glühenden Jüngen gleich einem Neigen um den erotischen Schädel tanzten, verrieten den Fluß der Materie.

Immer näher leiteten die Flammen, immer gieriger freite der rote Keil, der Mutterleib des Feuers; aber stoisch und unberührt stand der Schädel im Ring, fremd und ebern, wie der Turm einer uralten Pagode, die über Revolution und Vesteichen eine verunkunte Kultur verkündet. — Dann plötzlich ein heller, splitternder Schlag und vor einem orange-farbenen Vorhang verbeugte sich lächelnd ein Jüder in tadellosem schwarzen Anzug und weißem Turban. Sein Gesicht war eben noch im Feuer-Ring; nun verbeugte er sich zum zweiten Male. Das Lächeln war verschwunden; doch seine Züge hatten die Tiefe der Buddha-Statuen aus dem Kloster am Dragentor aus dem Jahre 1000 v. Chr. Das war am Freitag, den 18. November.

Ein Jahr später.

In der Dinarz Kapplands, in den lapplischen Alpen, kämpften zwei Männer gegen den Sturm, der sie schon 40 Stunden ununterbrochen mit nadelstarken Eisstrifalen peitschte und sie immer wieder anfiel wie ein geiler Wolf. Aber Hoffnung leuchtete noch immer in den entzündeten Augen der beiden, wenn der Sturm einen Augenblick verhartete und einen Wind in das zerfetzte Gemüß freigab, hinter dem der volle Mond nur mühsam seine nackte Keugler verbarg.

Jetzt blieb der letzte stehen. — Schwer formten seine aufgerissenen Lippen die Worte:

„Olaf — Bivak — Es geht nicht mehr.“ Olaf spürte eine andere Richtung und warf seinen Rudlad schwer atmend an einen Felsen, der zwar nicht die Räfte, aber doch wenigstens den unerträglichen Wind abfang.

Die Lappenbedeckung häßten sie nie verfehlt, wenn sie der Sturm nicht so plötzlich überrollt hätte; dann würde noch der eine Rudlad preisgegeben. — Und die Sache mit dem Kompaß; der fühllose Hand entglitt er und konnte trotz verzweifeltstem Suchen nicht mehr gefunden werden.

Aber die Stielung mußte in der Nähe sein, mußte! Das mußte er genau. Es war wie Instinkt in ihm. Und der Sturm ließ nicht nach. Wenn nur Fritz noch aushält. —

Olaf schaute hinüber zu ihm; teilnahmslos stierte der in die kleine, neckische Flamme, die für die beiden der Inbegriff alles Guten, Großen und Heiligen bedeutete.

Plötzlich schnellte Fritz Reinhard auf.

„Olaf!“

Mit mildem Griff faßte er nach der Rentierjacke seines Freundes und zog ihn zu sich heran. Gebeulisch glühten seine Augen, die unentwegt in die Flamme starrten, welche bereits am Verschwinden war. Dann wandte er mit der mühen, ausdrucklosen Gewe eines Schlafwandlers den Kopf, als verfolgte er etwas in den Augen und tastete nach dem Arm seines Freundes und suchte ihn fortzusetzen.

„Komm!“

Ein Schauer überfief den blonden Hünen. — Was für eine Stimme! Aber bestimmt und sicher spürte Fritz davon. Und Olaf folgte ihm.

Nach einer halben Stunde waren sie in der Lappenbedeckung, in der man die beiden wie ein Wunder anstarrte. Der Sturm tobte doch schon 48 Stunden!

Noch hatte Fritz Reinhard den Arm des Freundes gefaßt, als er langsam den Kopf nach oben nahm, als wollte er mit den Blicken jemand nachsehen. Dann hob er die Hand wie zum Dank oder Abschied, und ein feines Lächeln ging über sein Gesicht, als er sich zu Olaf wandte:

„Der Jüder.“



Septembervormittag

(Weltkulturbildung, M.)

# Lustiges Allerlei

Paul braucht Pinkepinke.

Paul geht borzen.

„In drei Tagen haben Sie das Geld zurück. Auf Ehrenwort.“

„Geben Sie mir lieber einen Wechsel.“

„Einen Wechsel? Niemals.“

„Warum?“

Brummt Paul:

„Einen Wechsel habe ich einmal gegeben — da habe ich dann das Geld zurückzahlen müssen.“

\*

Nieselpriem hat einen Jörn auf Grune.

Grune hat Nieselpriem das Haus verschandelt.

Grune bewohnt den ersten Stock von Nieselpriems Villa und betreibt mit seinem Bruder eine Agentur. Und da hing doch ein großes Schild herans:

„Gebrüder Grune, Agenturen aller Art.“

„Nieselpriem ging zum Anwalt.“

„Muß ich mir das gefallen lassen?“

„Es wird Ihnen nicht viel übrig bleiben.“

Nieselpriem schob müttend nach Hause. Untertweg kam ihm eine Idee. Er kaufte sich

zwei Hunde und setzte sie im Vorgarten aus.

Schrieb ein Warnungsschild. Und am nächsten Morgen hing er das Schild ebenfalls heraus. So daß nunmehr zu lesen stand im ersten Stock:

„Gebrüder Grune, Agenturen aller Art.“

Und darunter:

„Vor den beiden Hunden wird gewarnt!“

\*

Wimmer geht in Wien auf der Straße.

Klopft ihm einer von hinten auf die Schulter.

Dreht sich Wimmer unwillig um und sagt:

„Wer zahlt mir?“

\*

Was ist der Unterschied zwischen ...

einem gewöhnlichen Strumpf und einem

Glästrumpf? — Den gewöhnlichen Strumpf

bekleidet man mit einem Schuh, den Glästrumpf mit einem Zylinder.

4/4 und einer guten Ehefrau? — 4/4 sind ein Ganzes, die Ehefrau ist nur die bessere Hälfte.

einem Feden und einer Uhr? — Keiner.

Man schießt beide auf und läßt sie laufen.

einer Wurst und einem Hemd? — Die Wurst wird immer gestopft, das Hemd nur, wenn es zerrissen ist.

zwei Statistiker und einem Beamten? — Die beiden Statistiker warten auf den Dritten, der Beamte auf den Ersten!

einem Stat zu Vieren und einem Gefängnis? — Beim Stat zu Vieren sieht man, wenn man gegeben hat und im Gefängnis, wenn man genommen hat.

einem kleinen Rinde und dem Meere? — Keiner. Beide brüllen und beide sind immer nah.

dem Alphabet und dem Menschenleben? — Das Alphabet hat nur ein W, das Menschenleben viele.

einem Schuhmann und einem Hundertmarktschein? — Keiner. Beide sind blau, und sucht man einen, findet man keinen.

erster und letzter Liebe? — Man häßt stets die erste Liebe für die letzte und die letzte für die erste.

einem Feden und einer Uhr? — Keiner.

Man schießt beide auf und läßt sie laufen.

einer Wurst und einem Hemd? — Die Wurst wird immer gestopft, das Hemd nur, wenn es zerrissen ist.

zwei Statistiker und einem Beamten? — Die beiden Statistiker warten auf den Dritten, der Beamte auf den Ersten!

einem Stat zu Vieren und einem Gefängnis? — Beim Stat zu Vieren sieht man, wenn man gegeben hat und im Gefängnis, wenn man genommen hat.

einem kleinen Rinde und dem Meere? — Keiner. Beide brüllen und beide sind immer nah.

dem Alphabet und dem Menschenleben? — Das Alphabet hat nur ein W, das Menschenleben viele.

einem Schuhmann und einem Hundertmarktschein? — Keiner. Beide sind blau, und sucht man einen, findet man keinen.

erster und letzter Liebe? — Man häßt stets die erste Liebe für die letzte und die letzte für die erste.

# HAKENKREUZ und Trikolore

## Ein deutsch-französisches Gemeinschaftslager



Vor wenigen Tagen ging eine Notiz durch die Zeitungen, die vom Abschluß eines deutsch-französischen Gemeinschaftslagers auf Liebedom berichtete. Es war das erste Mal, daß auf deutschem Boden Studenten beider Nationen für einige Wochen in dieser Art zusammenlebten. Ein badißcher Student, Teilnehmer des Lagers, schildert im folgenden seine Eindrücke. Die Schilderung berührt interessante Teilgebiete dieses beiderseitigen ehrlichen Versuches, sich gegenseitig verstehen zu lernen.

Das nationalsozialistische Deutschland begrüßt bekanntlich eine solche Kameradschaft, wie es die Kameradschaft der einst feindlichen Soldaten der Front begrüßt. Denn aus dem gegenseitigen Verstehen erwächst die gegenseitige Achtung und damit der Wille zum Frieden und die Klarheit über jene überstaatlichen Mächte, die ein Interesse daran haben, Volk gegen Volk zu treiben.

Wer in den letzten Wochen vom Zempiner Strand an das Achterwasser ging, sah über dem letzten Bauernhof des Dorfes zwei Fahnen wehen, deren friedliches Beieinander ihn vielleicht für den ersten Augenblick in Verwunderung setzte: Trikolore und Hakenkreuzbanner. — Und wenn einmal ein Badegast

am frühen Morgen an dem Inselhof vorbeikommt, konnte er ein Bild zu Gesicht bekommen, das ihm nicht alle Tage begegnet: Eine Gruppe junger Männer stand in Linie angetreten, die Augen links, nach ihren Kameraden schauend, die die beiden Fahnen hielten. Ein Deutscher die französische und ein Franzose die deutsche.

Unter diesen jungen Menschen wurde in der Tat verwirklicht und gelebt, was das symbolische Nebeneinander der Fahnen bedeutet: Franzosen und Deutsche hatten sich zusammengefunden, um miteinander zu leben und zu arbeiten, um sich kennen und verstehen zu lernen.

Es waren nicht nur Studenten, die daran teilnahmen; auch Arbeiter und junge Künstler befanden sich unter ihnen. Schon der äußere Rahmen des Lagers diente der Kameradschaft. Es hatte eine besondere und eigentümliche Form: die des Arbeits- und Ferienlagers zugleich. Einer unserer französischen Kameraden hat einmal gesagt: „Der Morgen unseres Lagers ist deutsch, der Nachmittag ist französisch. Das ist schön so. Das ist eine Zusammenfassung des Guten, das wir von einander annehmen können.“ Als deutsch bezeichnete er dann die bewußte Organisation und die Betonung der Gemeinschaft, als französisch die persönliche Freiheit und das zwanglose Leben. Wir haben an diese Worte keine philosophi-

schen Erörterungen angeknüpft, sondern uns an der Feststellung gefreut, daß diese „Zusammenfassung“ richtig und gut ist. — Und wirklich, ein Tag im Lager hatte einen doppelten Charakter: Der Morgen durch den Frühspport, die Flaggenparade und die geregelte, auf die einzelnen Gruppen verteilte Arbeit — bei der Ernte, im Garten, in der Küche. — Der Nachmittag durch seine Freizeit, die mit Baden, Spaziergängen, Tanzen, Spiel und Sport ausgefüllt wurde.

Der Morgen gehörte wie gesagt der Arbeit. Wenn französische Jugend sie freiwillig auf sich nimmt, um mitzuerleben, wie die deutsche ihre Ferien verbringt, so ist das für sie ein Opfer, und es gehört Mut dazu, es zu bringen. Diesen Mut nicht zu verlieren, bedeutet ein Aufgeben von Vorurteilen und Voreingenommenheiten und die Bereitschaft, einem Fremden und oft auch Fremdartigen sich mit freiem Blick zu nähern. Dinge, die dem Franzosen schwer zu fallen scheinen. Es sei jedoch zu Ehren der meisten Kameraden von drüben gesagt, daß sie diesen Mut gehabt und dieses Opfer gebracht haben.

Wir hatten auch andere französische Studenten in unserem Lager, von denen wir dies nicht durchweg feststellen konnten.



Abends wurde in der Käte Musik und fröhliche Unterhaltung gepflegt — Wenn der Klang der Klampfen und Seemannsklaviere verklungen war, tauschten Deutsche und Franzosen gemeinsam ihre Gedanken aus. — Am Tage aber halfen alle zusammen dem Bauer bei der Feldarbeit.



Aufnahmen: Julius Gros

Von ihnen haben wir — noch in der dritten Woche unseres Beisammenlebens — Worte hören müssen wie diese: „Der Vertrag von Versailles und die Entwicklung der Nachkriegsjahre haben uns die eine Lehre gegeben, daß man einen Vertrag nicht auf dem Recht, sondern auf der Gewalt aufbauen soll.“ — „Die Rückgabe des Saargebietes an Deutschland war die letzte Etappe der Konfessionspolitik.“ —

Aus den Worten der anderen aber sprach ein oft ergreifender Ernst und der gute Wille zum Frieden und zur Verständigung unserer Völker. Sie haben in vielem umgelernt und ihre Ansichten über Deutschland und das deutsch-französische Verhältnis oft von Grund aus geändert. Das haben wir mehr als einmal hören dürfen.

### Gespräche und Diskussionen

Lernen und Anlernen, Verstehen und Verständlichmachen, das war die eigentliche Arbeit des Lagers. Sie war nicht programmäßig auf bestimmte Stunden festgelegt und beschränkt wie die Arbeit auf dem Felde oder im Garten. Nein, sie währte vom Morgen bis zum Abend. Und sie wurde beim Kartoffelschälen und Geschirrspülen genau so geleistet wie am Strande, wenn wir uns sonnten, und auf der Terrasse, wo wir so manchen interessanten Nachmittag verbrachten. Um mit den einfachsten und sichtbarsten Dingen anzufangen: Wenn wir Deutschen auf dem Heimweg vom Bad oder auf einem Ausflug uns bisweilen in Reih und Glied formierten und wieder zum Marschieren fingen, so haben sich unsere französischen

## Und wollten wir bequem uns betten

Und wollten wir bequem uns betten,  
so schreist Du, Christ, ohn' Unterlaß:  
Du Deutscher schlag Dein Herz mit Ketten  
und halte heilig Deinen Haß!

So wurden wir zu Deinen Riffern  
und dienten Dir und sind nun Dein.  
Du warst bei uns, Gott, hinter Sittern  
und Du wirfst immer bei uns ein.

Wir bringen Dir nicht Opferbrände,  
nur eine Fahne, die Dir weht.  
Wir falten nicht die harten Hände,  
denn unsre Taten sind Gebet.

Valdur von Schirach.

Kameraden bald zeigen lassen, daß das nichts mit „Kriegsmoralität“ zu tun hat — wie sie zuerst meinten, sondern als ein Ausdruck deutschen Gemeinschaftsgefühls zu unserer Lebensform gehört.

Der Besuch eines Arbeitslagers — der gerade am Tage stattfand, wo ausländische Zeitungen die Nachricht verbreiteten, daß solche Besuche für Ausländer in Zukunft verboten seien — hat sie nicht nur überzeugt, daß der deutsche Arbeitsdienst kein getarntes Militär ist, es haben sogar einige von seiner Idee der Erziehung zur Volksgemeinschaft mit der höchsten Anerkennung und Bewunderung gesprochen.

Aber auch in grundlegenden politischen und weltanschaulichen Fragen haben wir Verständnis gefunden. So haben — um einige Beispiele herauszugreifen — viele unserer französischen Kameraden am Ende eingesehen, daß „Kameradismus“ keine Wirklichkeit ist, sondern eine fixe Idee von Leuten, die den nationalsozialistischen Gedanken des Volkes und des Volkstums nicht kennen oder ignorieren. Und nach außerordentlich heftigen — zum großen Teil auf Mißverständnissen und Unkenntnis beruhenden — Angriffen gegen die Rassenlehre haben sie sich überzeugen lassen, daß diese nicht die Tendenz zum Uberschreiten der Volksgrenzen in sich birgt, sondern in der Reinerhaltung unseres Volkes und der Gestaltung der deutschen Kultur allein aus orteigenen Kräften ihre praktische Auswirkung findet. — Unsere französischen Kameraden haben vielfach auch die besondere Berechtigung der Judenfrage für Deutschland anerkannt, wenn sie auch zugleich bei der Ansicht verharren, daß sie für Frankreich nur eine geringe Rolle spiele. Ueber manches Grenzmaßchen, wie sie um „Zubehörfolgen“ gebildet worden sind, haben wir gemeinsam gelacht.

Die Liste der Fragen, die wir gemeinsam behandelt haben, ließe sich noch weiter fortsetzen. Sie sind alle mit Offenheit behandelt worden, und es hat sich gezeigt, daß dies der einzige Weg der Verständigung ist. Aber in vier Wochen lernt man ein Land und ein Volk nicht kennen. Und deshalb soll — das ist der feste Wille unserer Kameraden von drüben — diese Zusammenarbeit der Jugend unserer beiden Völker noch intensiver ausgebaut werden.

Dies ist eine Jugend, der wir die Hand geben, denn sie hat den Mut zur Verständigung und zum Frieden; sie lehnt es ab, wie sie selbst erklärt, in uns den Erbfeind zu sehen, und sie ist von der Notwendigkeit und Möglichkeit eines deutsch-französischen Friedens überzeugt.

Karl Köbele.

## Barbaren?

### Die deutsche Umwertung

Von Curt Hoyer

Die Betonung der „lateinischen“ Kulturgemeinschaft in Europa wird gegenwärtig wieder einmal mit besonderem Nachdruck geübt. Die italienisch-französische Annäherung bedarf dieses Requisites. Und auch gegen das junge Deutschland wird von Rom her mit dem rhetorischen Trick gearbeitet: Was sei denn das „Nordische“, „Germanische“ anderes als zweitausendjährige Barbarei? —

Nun geht es in der europäischen Geschichte und Politik ganz gewiß um das Erbe Roms. Aber anders als es die gegenwärtig an sich selbst deraufschauende Lateiner meinen. Als retardierende, hemmende und vergreifende Macht wirkt in dem gegenwärtigen Europa noch immer jenes sinkende Spätrom nach, das vor anderthalb Jahrtausenden seinen Rückzug vom Rhein antrat. Es wirkt nach in der westlichen Denkart, in der römischen Rechtsauffassung, u. a. in dem Völkervertrag, in dem kapitalistischen Handeln, im abstrakt-wissenschaftlichen „Voraussetzungslosen“ Denken, im französischen Machtanspruch und in dem Aberglauben, daß die Kultur allein im Mittelmeerraum ihren Sitz und Ursprung habe. . . .

Diese spät-römischen Jüge der westeuropäischen Zivilisation finden wir im Verfallener Vertrag so gut wieder wie in den Methoden und Taktiken der nordafrikanischen „Kolonisation“, in dem Korruptionsystem der französischen Stawitsch-Wäzre wie in den energischen Rentenansprüchen der Veteranen der Weltvölker. Die Jügezeit, mit der französische Staatsmänner der ältesten Generation an juristischen Formeln hängen, ist ebenso bezeichnend für die „Latinität“ als Erbe Spätroms, wie

die unbedenkliche Hereinnahme von Fremdblütigen, Farbigen in die Armeen, die der „Sicherheit“ des Westens dienen sollen.

Man sieht also: Es gibt schon eine „Latinität“, — nur braucht man nicht eben Holz auf sie zu sein. Es besteht auch kein Grund, diese Latinität für jugendliche Bewegungen in Anspruch zu nehmen, da sie in eins zu setzen ist mit Vergreifung.

Nun ist der Vorwurf an die Deutschen, sie seien die Barbaren des Nordens, die immer voll Nachgefühl auf das erhabene römische Kulturerbe des Westens und Südens blickten, nicht neu. Er ist schon oft genug von Berufener Seite schlagend zurückgewiesen worden — was die geschichtliche Tatsachenverbrechung anlangt. Unsere germanischen Vorfahren zur Zeit Caesars und früher waren keine „Wilden“, die nur auf die Segnungen Roms und seiner Zivilisation angewiesen waren, damit sie „Menschen“ würden. Das Gegenteil ist richtig, wenn man vom Seelischen her die Geschichte betrachtet.

Heute aber geht es in der Tat um ein „Barbaren-tum“, das neu anfängt und endlich die spät-römische Zivilisation in Frage stellt in Hinsicht auf ihre Wertesetzungen — nicht auf ihre seither verständiglich gewordene mechanische Fertigkeit. Es kommt alles auf eine „Umwertung“ hinaus, mit der wir uns allerdings in einen strikten Gegensatz zu der westlichen Welt bringen. Wir sind in diesem Sinne Revolutionäre des zwanzigsten Jahrhunderts, als wir jene Wertesetzungen wieder in unsere Seelen zu Ehren bringen, die vor fünfzehnhundert Jahren die germanischen Elemente in den römischen Heeren zu Herren der Welt machten. Wir finden heute im deutschen Rheinlande und an der Mosel die einheitlichen Gottheiten in römischen Bildwerken wieder, und die römische Hülle fällt von der inneren Hobeit eines Seelentums, das lange verchristet und verkrüftet war, bis es auch in Dichtern wie Stefan George seine Auferstehung erlebte. George war nicht deshalb groß, weil er römisch empfand, sondern weil er durch das Römische hindurch das Deutsche sichtbar machte. Es geht um die Erweckung der jugendlichen Götter, um das Keimende

und noch im Schacht der Erde „weißlich“ Ruhende. Es gibt eine deutsche Kultur, die noch immer nicht erfüllt ist, — es gibt noch immer den Blick auf eine solche gestaltvolle Deutschtum, die vor der Klaff des Südens nicht zurückzukehren braucht. . . . Wenden wir doch hinaus auf die Erben der römischen, lateinischen Klaffigkeit: wo sind denn in ihrem Bereiche die lebendigen Schöpfungen der Kunst, der Architektur, der Malerei, der Dichtung? Wo etwas Neues, Umwälzendes sich zeigt, ist es vom deutschen Seelentum ausgegangen. Frankreich und Italien haben keinen Dichter im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte hervorgebracht vom Range Goethes oder auch Stefan Georges. Das haben die einflussreichen Köpfe dieser Länder längst zugegeben.

In Deutschland aber hat seit einem Menschenalter eine Auferstehung der Seele alle Werte der „lateinischen“ Kultur in Frage gestellt. Goethes Naturlehre liegt über die Newtons und der lateinisch-aufflächerlichen Enzyklopädisten. Nordisches Kunstempfinden durchdringt die ganze Malerei. Der Aufbruch der Jugend in Deutschland ist einzig und hat mit den äußerlichen Exerzitien der westlichen Völker nichts zu tun. Die Gotteschau der deutschen Menschen, die seit Nießches drohenden Schlägen an die Pforte der Zukunft immer mächtiger aufwächst, ist vollkommen eigenständig und damit die eigentliche Verwurzelung der westlichen Welt. Daß der deutsche Soldat, dieser Krieger in des Wortes letzter und heiligster Bedeutung, handhelt, als es riar war, daß nach den Maßstäben der Zweckmäßigkeit und der Lebenserhaltung jeder Widerstand am Ende des ersten Weltkrieges „sinnlos“ war — diese die Welt verändernde Haltung des deutschen Menschen mußte alle bisher geltenden Werte weltlich-spät-römischer Herkunft in Frage stellen. Die historisierenden Ansprüche des gegenwärtigen Lateintums haben mit der wachsenden revolutionären Wirklichkeit der Deutschen gar nichts zu tun. Sie bleiben im „Alteintum“, um mit dem deutschen „Tadelfer“ Schiller zu reden. Die Geschichte wird über sie hinweggeleitet. Die Jugend aller Völker aber wird sich zum deutschen Leben bekennen, denn es ist das werdende, kommende, der Sieg der Seele und der edlen Werte.

# Liselotte von der Pfalz

Eine deutsche Fürstentochter am Hofe Ludwigs des vierzehnten



Fanfaren vom Ott-Heinrich-Bau

Schmetternd klingen die Trompeten vom Altan des Ott-Heinrich-Baus in den klaren Novembermorgen. Dampf bröhen die Salutsschüsse von den Bastionen des Pfalzgrafen Schlosses in das aufstrebende Heidelberg hinunter und jetzt wissen sie da unten in Heidelberg, daß ihre „Liselotte“, die Tochter ihres Kurfürsten Karl Ludwig, in dieser Morgenstunde des 16. November 1671 den Bruder des Königs von Frankreich heiratet. Vor wenigen Wochen ist die Heiratstafel des Schloßberg herabgefahren und hat die Neunzehnjährige den letzten Blick auf das Schloß geworfen, wo ihre Wiege stand und das sie nie mehr wiedersehen wird, und während die Freudenstöße sich an den Mauern dieses Schlosses brechen und die Kofale im Banquettsaal zusammenklingen, steht Elisabeth Charlotte, Kurfürstin von der Pfalz, zu Meß vor den Kavalieren des Sonnenkönigs, tritt sie vor den Altar und verläßt sie die Kirche als „Madame Royale“, als die Schwägerin Ludwigs XIV., die Gattin seines Bruders, „Monsieur“, des Herzog von Orleans. In langer Kette eilen die Kesselfeuerwerke nach Weihen, Paris, Versailles entgegen. Als die Kavaliers des Festfeuerwerks von Meß erlösen sind, rauscht der Feilärm auf in St. Germain, in Paris, eine pfälzische Prinzessin hält ihren Einzug in die Schlösser Ludwigs XIV., an den Hof des Bourbonen. Eine Deutsche wird „Madame de France“, nach der Königin, nach der Dauphine die große Dame am Versailles Hof und ein halbes Jahrhundert lebt Elisabeth Charlotte von Orleans, die Liselotte von der Pfalz, am französischen Königshof zur Zeit seines größten Prunkes und Glanzes, Schwägerin eines Königs, Mutter eines Regenten von Frankreich, zuletzt die erste Frau Frankreichs — und dennoch bis zu ihrem Tode eine Deutsche, die ihr Deutschland nie verläßt, auch als die Fanfaren vom Ott-Heinrich-Bau längst verklungen sind.

## „Monsieur“, der tragisch Verhinderte

Ein Kavalier wartet zu Chalons auf den Meßwagen Liselottes — wallend umharrt die Perücke ein feines, weiches Gesicht; Armabänder, Gelbheime, Ringe bedecken die schwächliche Gestalt — mehr einer Frau als einem Manne gleicht „Monsieur“, Herzog von Orleans, der Gatte „Madames“, der Bruder Ludwigs XIV. Der begabtere Bruder, wie viele in Versailles munteln. Aber es ist kein Glück, der begabtere Bruder des Sonnenkönigs zu sein. Es darf keinen Bruder des „roi soleil“ geben, der bedeutender ist als der König Sonne; Kardinal Mazarin, allmächtiger Minister während der Minderjährigkeit Ludwigs, opfert den Zweitgeborenen auf dem Altar des Erstgeborenen. Strenge Weisung erhalten die Erzieher, die Talente des Zweiten zu hemmen, die Schwächen zu entfalten, und beifällig lächelnd der Kardinal-Minister, wenn der Jüngling hundentlang vor dem Spiegel steht, Kenner aller Toilettenkünste eines Voudoirs, Liebhaber der Damenmode wird und seine anormale Veranlagung immer deutlicher sich offenbart in fast weiblichem Gebaren. Ein Zierprinz wird „Monsieur“ fein, und als zu aller Erstausen dieser Prunzprinz sich auf dem Schlachtfeld als Mann zeigt, unerfunden im Kanonenbonner aushart, den der gekönte Bruder niemals liebt, als der Jubel der Soldaten dem Herzog Philippe umbraut, kommt Ordre aus Versailles, aus dem Kabinett des Bruders und ruft Philippe von Orleans in das Voudoirleben des Palais Royal zu Paris zurück. Die Favoriten tummeln sich in den Gemächern des Palais der Orleans, der Chevalier de Lorraine, ein „bel homme“, herrscht als allmächtiger Günstling über Monsieur, der Standal wird so arg, daß der Chevalier aus Paris verbannt wird, und als Philipps Gattin jah unter rasenden Schmerzen stirbt, raunt

man sich in allen Vorjimmern von Versailles ins Ohr, der Favorit habe die Gattin vergiftet. Jetzt aber ertrahlt das Palais Royal im Festschmuck: es grüßt seine neue Herrin Liselotte von der Pfalz.

## Majestät und Madame

Jagdhörner hallen durch den Wald von Fontainebleau; S. M. allerchristlichste König Ludwig der vierzehnte jagt im uralten Jagdrevier der französischen Könige. Stampfend durchbrechen die Pferde das Dickicht und neben dem König reitet, braungebrannt, hochrot vor Eifer und Hitze, in beherm Jagdleid eine Amazone: Madame, seine Schwägerin, Liselotte von der Pfalz, gut Freund mit dem Sonnenkönig. „Ihre Majestät haben so ungezwungene Manieren im Reiten und in der Stimme, daß man sie gleich lieb bekommt“, schreibt die Schwägerin seiner Majestät nach Deutschland und den Herrn von Versailles zieht die Natürlichkeit der Prinzessin aus der Pfalz an. Majestät und Madame gehen zusammen spazieren, reiten an der Spitze der Jagdgesellschaft und als Liselotte beim rasendem Tempo stürzt, springt der König als erster vom Pferd und herbei und führt sie selbst nach Hause. Und als Madame sich einmal „so did ist“, daß sie sich „nicht mehr rühren kann“ und krank wird, erscheint le roi soleil höchstpersönlich in ihrer Schlafkammer, befüßt den Puls und weicht nicht eher, als bis die Patientin ihm verspricht, „sich ins Bett zu legen und ein Klistier zu nehmen“, das Wunder- und Alchemiemittel am Versailles Hofe. Es ist eine Sensation am Hofe! Sogar der Nuntius schreibt einen sorgfältigen Bericht über diese Szene nach Rom und die Kästereien klapfen leise von selbstem starkem Interesse des Königs für seine Schwägerin. Diese aber lebt glücklich mit „Monsieur“; der Gatte entfaltet all seine guten Seiten, seine Gutmütigkeit, seine Liebesswürdigkeit und vergnügt sich Madame an ihrem Schreibtisch von St. Cloud und berichtet ihrer Tante, der Herzogin von Hannover: „Ich sage nur dieses, daß Monsieur der beste Mensch von der Welt ist; wir vertragen uns auch gar wohl.“ Als ihre Tochter zur Welt kommt, gibt sie ihr den Geleitspruch einer zufriedenen Gattin ins Leben mit: „Nun ist eine Liselotte mehr auf der Welt; Gott gebe, daß sie nicht unglücklicher als ich sein möge, so wird sie sich wenig zu beklagen haben.“ Kurfürst Karl Ludwig aber hält zu Heidelberg ein Schreiben seines Schwiegerbruders in Händen und liest aus Monsieurs Feder: „Ich glaube nicht, daß seitdem die Welt steht, es eine bessere Ehe gegeben hat als die unsere; ich wünsche nur, daß sie recht lange währen soll.“

Wenige Jahre später aber liest die hannoversche Herzogin ganz andere Worte in den Briefen ihrer Nichte, liest sie den Verzweiflungsschrei: „Seyder ich hier im Lande bin, bin ich so viel schlimme Sachen gewohnt, daß, wann ich ehsmahl wieder abn einem ort sein könnte, wo die falscheit nicht so sehr regiert und die Lügen nicht in schwang sein. . . so würde ich glauben, ein paradies gefunden zu haben.“ Der große Umfchwung ist eingetreten. Die Schatten des Schicksals beginnen Liselotte von der Pfalz zu umdüstern.

## Haß im Schloß

Ein Schatten gleitet durch die Gemächer von Versailles. Ein Schatten gleitet über den Sonnenkönig, bleibt auf ihm, verdußtert ihn, breitet Dunkel um ihn, Frau von Maintenon tritt in die Gemächer ein, Maitresse des Königs, bald seine heimliche Frau, bis zu seinem Tode Herrscherin über den Altären und die „schwarze Dame“ von Versailles. Die große Devote, die große Fromme bannt alle Heiterkeit aus dem Königsschloß; Versailles wird fromm, die Eartuffes kommen in Mode, der Sonnenkönig wandelt sich aus dem strahlenden Apoll zum tranken Greis, Mysteratmosphäre breitet sich über den Hof und im Land reiten die Dragoner gegen die Ketzer und mandern die Ketzer auf die Galerien. Es gibt nur eine am Hofe, die nie aufhört, gegen diese Frömmelerei und diesen Fanatismus zu protestieren: Madame, Liselotte, die größte Kösserin der Frau von Maintenon. Madame haßt nicht die Maitresse, mit deren Vorgängerinnen sie so manchmal zusammen gespeßt hat; die Fürstentochter und Fürstentochter, die Liselotte immer bleibt, volkstümlichen Wesens, aber jeder Zoll eine Fürstin, durch eine Welt vom Volke geschieden, verabscheut allerdings die Maitresse bürgerlichen Blutes, die die Maintenon ist. „Gott verzeihe mir, ich glaube, ich vergäbe einer Dame eher zehn Galanis als eine Mißheirat“ — dieser Stoßseufzer Madames scheidet sie für immer von der Geheimfrau seiner Majestät; aber die wilde Wit Liselottes gegen „diesse got“ gilt im tiefsten der Frömmelern, die „mit all ihrer devotion und heudeleu“ für Liselotte von der Pfalz den bösesten Teufel in der Welt bedeutet. Liselotte, die jedes Pfaffen- und Wundertum tödlich haßt, wird der religiöse Terror der Maintenon ein Greuel vor dem Herrn. Madame frontiert; aber die Maintenon ist die Macht über den König und der „große Mann“, wie ihn seine Schwägerin stets nennt, entzieht ihr seine

Guld. Monsieur aber hat sie seiner Frau schon lange entzogen. Als der zum zweitenmal ins Feld Bezogene, zum zweitenmal Tafelere, zum aberntenmal von den Soldaten Rejabelle wiederum kaltgestellt und jedes Kommandos beraubt wird, als die Forte zur Tat sich endgültig schließt, tut sich die Forte des Palais Royal wieder auf für die Günstlinge und der Chevalier de Lorraine triumphiert über Liselotte in der Gunst Monsieurs. Kabelle, Intrigen, Klatsch um Madame, „Monsieur“ Wachs in der Hand des Favoriten und die furchtbare Spannung entläßt sich eines Tages in der der furchtbaren Szene, in der die Verzweiflung ihrem Manne ins Gesicht sagt, sie wisse, man werde sie auch vergiften wie seine erste Frau. Haß im Schloß! Verzweiflung im Herzen; aber das Bitterste wird die brennende Heimat.

## Armes Vaterland!

Stauben lagert auf den Gesichtern der Kavaliers im Palais Royal. Madame hat einen einfachen Bürger im Reifegewand empfangen; einen Niemand aus Heidelberg, flühter man sich zu, aus ihrer Heimatstadt, in der die Truppen des Sonnenkönigs haufen.

Furchtbar ist die Saat aufgegangen, die Kurfürst Karl Ludwig in seinem Rakte mit Paris gesät hat. Der mächtige Bundesgenosse lagert als übermächtiger Feind in der Pfalz, die Reichtränge sind schon zum Pfalzbrand geschichtet und der Mann aus Heidelberg, Sprecher der Heidelberger Bürgererschaft beschwört die große Landsmännin am Hofe Ludwigs um Hilfe und Weistand. Fruchtlos flieht Liselotte für ihre Heimat. Taube Ohren beim König, taube Ohren beim Minister. Aber als sich der Dauphin beim Abgang zur Armee bei ihr einstellt und mit Pathos versichert, er wolle Mannheim einnehmen im Interesse Madames und ihrer Erbschaftsrechte, antwortet sie dem Sohne des Sonnenkönigs schneidend: „Wenn Sie meine Meinung hören wollen, so werden Sie nicht gehen, denn ich gestehe Ihnen, daß ich nur Schmerz und keine Freude empfinden kann, wenn ich sehe, daß man sich meines Namens bedient, um mein armes Vaterland zu betrüben.“ Der Dauphin geht — und bald beginnt die Pfalz an allen Ecken und Enden zu brennen. Aus Heidelberg und Mannheim schlagen die Flammen; in einem der Schlösser aber um Paris fährt die Pfälzer Liselotte nachts jah aus dem Schlaf und kann stundenlang nicht mehr einschlafen, weil ihr dünkt, sie sei wieder in ihrer Pfalz und sehe alle die Vernichtung. Niemals vergißt Liselotte diese Nächte und diese Jahre. Zwanzig Jahre später glaubt sie, „daß Mons. de sich erud“, und sie hält es „für ein groß Lob, wenn man sagt, daß ich ein teuflich herz habe und mein vaterland liebe. Dieß Lob werde ich, ob gott will, suchen bis abn mein endt zu halten. Ich habe nur gar zu ein teuflich herz; den ich kann mich noch nicht getriben über was in der armen pfalz vor-

*aber in winds wien kommen, weilens die Meines wiff spritzen, ich wiff einp von Moni bald ist, wann ich ist fern liebre pfanden, auf ja grotzer Ede brauwerter, nie wog reger der's pfalz von grotzer lird jah kund abgibt hiez Elisabeth Charlotte*

Ein Auschnitt aus einem Brief der „Liselotte von der Pfalz“, Herzogin von Orleans. (Aus dem Buch „Die Briefe der Liselotte“ des Verlages Rangewiesche-Brandt.)  
Foto: Historischer Bilderdienst Berlin



Der Sonnenkönig und seine Favoritin  
Michael Bohnen und Dorothea Wed in dem „Liselotte“-Film  
Aufnahmen: Europa-Film

führt Elisabeth Charlotte; mit großen Schritten geht sie in der Galerie weinend und fast schreiend auf und ab im stummen Schweigen der Gasse. Gewitterschwüle liegt über der Tafel. Der Sonnenkönig selbst reicht der Erzürnten die Platten, sie mildert zu stimmen; aber als die Tafel aufgehoben wird, erstarbt die Hofgesellschaft zu Eis. Dem sich tief verbeugenden Souverän dreht Madame schleichend den Rücken und geht hinweg. Ein ungläublicher Vorfall am Versailles Hofe; aber der Schreck ist noch nicht vorüber, die Sensation noch nicht überstanden, als ihr am nächsten Morgen die zweite folgt. Gitternd und prunkend stehen alle Großen und Granden des Hofes in der Spiegelgalerie im Versailles Schloß; der König geht zur Messe, Madame kommt, ihr Herr Sohn nähert sich ihr, wie er es alle Tage macht, um ihr die Hand zu küssen, in diesem Augenblick gibt ihm Madame eine so schallende Ohrfeige, daß man es weithin hört. Der Prinz und der ganze Hof waren aufs höchste bestürzt.

Eine Ohrfeige in der Spiegelgalerie — dies ist Liselotte mit 40 Jahren und die siebenundachtzigjährige Liselotte schreibt: „In diesem morgen erfahre ich, daß die alte Maintenon bedacht ist. Es were ein groß Glück gewesen, wenn es vor eilich undt 30 Jahren geschehen were.“ Bis zu ihrem letzten Tag bleibt Liselotte von der Pfalz voll der schäumenden Vitalität und Leidenschaftlichkeit der jungen Prinzessin, ist sie „auch mager wie ein Scheit Holz aus dem Pfalz gemacht, um ihr eine alte, harte Pagode“. Es ist einmal um sie geworden. Monsieur ist geflohen, Ludwig der vierzehnte ist tot, der Sohn Liselottes regiert als Regent Frankreichs; aber Liselotte hält daran fest: „Ich wollte meines Sohnes Gemahlin gern ein gutes Exempel geben; denn dieses Königreich ist zu seinem Schaden durch alte und junge Weiber regiert worden. Es ist einmal Zeit, daß man die Mannseut gewähren läßt, also habe ich die Partey gefaßt, mich in gar nichts zu mischen.“ Und so sitzt sie einam im Hoftrübel und schreibt die Briefe nach Deutschland, die als die Briefe der Liselotte in die Geschichte eingehen werden, Briefe, die besser als Mächer Spiegel dieser Zeit sind, unerreichbar an drahtlicher Eindringlichkeit und Klarheit, so wenn ihr Grabspruch auf den Lawfchen Millionen-rausch, Altentumel und Inflationsjammer der Regentschaft kurz und bündig lautet: „In Frankreich hat nun niemand weder Heller noch Pfennig, aber mit Verlaub auf gut pfälzisch zu sagen, Arschwische von Papier genug.“ Am 8. Dezember 1729 aber berichtet ein Pariser Journal: „Heute nacht, um drei Uhr morgens ist Madame in St. Cloud gestorben. Sie stand im 71. Lebensjahr. Wir verlieren in ihr eine gute Fürstin, und das ist etwas Seltenes.“



Liselotte am Hofe von Versailles  
Renate Müller umharrt der Hofdamen



Monsieur und Madame  
Gans Stille und Renate Müller

## Die Ohrfeige im Palais Royal

Hell strahlen die Lichter aus dem Palais Royal in die Januarnacht. Karosse auf Karosse hält vor dem Portal, drinnen drängt sich der ganze Hof, feierlich erscheint der König im Hause Madames; der Sohn Liselottes und Monsieurs heiratet die natürliche Tochter Ludwigs und der Montespan. Ein Bajardkind,

# Orient im FIEBER

Ein Reisebericht von Hermann Jung

Copyright by Ludwig Wolffbrandt, Berlin

## Land der „Schwarzen“ Zelte

Aber zu einer Wüstenreise gehört die nötige Stimmung. Stimmung ist alles. Es müßte also ein Löwe brüllen oder ein Tiger heulen. Leider sind diese Tiere längst in dieser Kante Afrikas ausgestorben. Man müßte also schon einen Löwen und Tiger aus dem Zoo in Kairo importieren. Wer weiß, ob diesen Tieren nicht in einer so schaurigen Wüstenlandschaft angst und bange würde. So mutterseelenallein mit dem Mond unter Palmen.

Doch es gibt einfachere Mittel, die Fremden zum Grinsen zu bringen. Es laufen genug abgebaute Gemulen herum, die zu jeder Schandtat fähig sind. Also engagierte man einen von dieser Junks und ließ ihn für einen Schilling probeweise wie ein Schafal heulen. Er machte das prachtvoll und hat sich wahrscheinlich bei dem betreffenden Reiseführer als Tierimitator eine Lebensstellung erworben. Kürzlich konnte aber die Nacht in der Wüste nicht abgehalten werden, weil der Schafal krank geworden war. Und einen Ersatz hatte man nicht zur Stelle. Aber ich glaube bestimmt, daß sich demnächst alle abgebaute Gemulen als Schafale oder Wüstenlöwen verdingen werden. Es ist augenblicklich Konjunktur in dieser Branche.

Was früher zur Romantik im Orient zählte, wird nach und nach ganz verschwunden. Das Kamel — verdrängt von den Automobilen. Sogar im tiefsten Arabien, in Ibn Sauds Reich, wo ansonsten Romantik noch am ehesten zu Hause ist, da fahren die Scheiks heute schon im Ford oder im Lincoln spazieren und besuchen ihre Viehherden. Echte Romantik — wenn man darunter räuberische Beduinen meint — findet man auch noch zwischen Damaskus und Bagdad. Man fährt in etwa 24 Stunden mit dem Auto nach Bagdad, aber die Strecke ist noch verhältnismäßig unwechsig, und es soll in den letzten Jahren mancher des Weges unfundige Autofahrer in dieser Gegend verkommen sein durch Beduinen, die dem Schein nach unterworfen sind, in Wirklichkeit aber immer auf eine günstige Gelegenheit warten, um den verhassten Weißen zu schädigen. Zum Schutz dieser Autofahrer fährt heute fast immer eine Abteilung Militär mit. Es handelt sich hier um französisches Mandatsgebiet. Für Fremde, die weniger Wert auf bequeme Romantik legen, ist diese Strecke also ein Dorado. Sie können hier wirklich etwas erleben, ohne von Schafal-Gemulen geneppt zu werden.

Aber auch in Palästina besteht in manchen Gegenden noch die Möglichkeit, überfallen und von Begehrten ausgeraubt zu werden, besonders bei Nacht oder auf entlegenen und wenig befahrenen Strecken. Auch soll es hier Ueberfall und Raub auf Bestellung geben. Aber die Netter in Gestalt von reichen Kavaliere treffen immer zur rechten Zeit ein und sorgen dafür, daß die Begehrten die gerechte Strafe trifft. Das ist dann das Gegenstück zu dem heulenden Schafal.

Romantik im wahren Sinn des Wortes offenbart sich am meisten noch in Arabien — trotz der autobefahrenen Scheiks. Hier begegnet der Reisende noch riesigen Kamelherden und ganzen Volksstämmen, die auf der Wanderung sind und für die Meskanierhütten und Meskanierzertrüge unbekannte Begriffe sind. Aber es ist nicht immer rasilam, sich als Weißer in diese Einöden zu wagen, und was einem Carl Rasman gelingen ist, der sich fast ein Jahrzehnt unter diesen Stämmen aufhielt und beinahe selbst zum Beduinen

wurde, dürfte noch längst nicht jedem gelingen.

Gleich hinter Transjordanien beginnt schon die endlose Einseitigkeit Arabiens, also auch die Romantik des Landes der schwarzen Zelte. Gewehr und Pistole sitzen den Bewohnern allerdings hier sehr locker, aber sobald sie den Wüstenbesucher als Deutschen erkennen, ist fast immer jede Feindschaft vergessen. Merkwürdig: man fühlt es bei der Unterhaltung mit den Arabern, daß sie irgendeine Bewunderung für uns hegen. Viele behaupten, das sei noch ein Erbe unserer Vorkriegspolitik. Selbst die jahresweiliche Kesse, die Engländer und Franzosen auch in diesem Land gegen uns getrieben haben, blieb fruchtlos. Wohl breitete sich ein unverfälschter Haß gegen Juden und auch gegen Engländer und Franzosen aus; aber der Deutsche genießt nach wie vor hohe Achtung und Anerkennung.

Immer wieder wird man gefragt: „Sind Sie Deutsche?“ Und wenn man die Frage bejaht, dann geht ein Fächeln über die Züge dieser braunen Burischen, und sie antworten: „Oh, Deutsche sind sehr gute Menschen.“ Sie müßten doch ihre Erfahrungen gemacht haben.

Um aber noch einmal zu der Romantik des Orients zurückzukehren. Sicherlich gibt es auch noch glückliche Menschen im Orient unter den Eingeborenen. Sicherlich sind viele

ebenfalls glücklich wie ihre Vorfahren. Technik und Segnungen der Zivilisation sind spurlos an ihnen vorübergegangen. Die Winger Palästinas bauen ihren Wein wie die Väter und Urbäter, wie die Menschen zu Christi Zeiten. Fehlernten kommen beinahe nie vor. Viel Pflege braucht dieser Wein auch nicht. Und doch trägt er Trauben, die einem das Herz im Leibe lagern könnte, wenn man sie probiert.

Wenn du abends durch Kairo himmelfst, dann sehen dir die eingeborenen Straßenhändler auf zehn Schritte den Ausländer an, und sie laufen dir nach, begrüßen dich, engeln dich ein, greifen im Gedränge auch einmal nach deiner Uhr, und wenn du nicht ganz aufmerksam bist, dann kommt du auch noch ohne Brieftasche nach Hause. Das ist Kairo, und Kairo hat nicht Hunderte, sondern Tausende von Straßenhändlern, die mit allem handeln, was die Kitzfabrikation des Orients oder Europas hervorgebracht hat.

Es sind gewiß arme Teufel, und man möchte nicht fragen, wer sie zu dem gemacht hat, was sie heute vorstellen. Auf dem Leibe tragen sie nichts als einen weißen Kittel, der ihnen über die nackten Füße klattert wie ein Hemd. Wie gefagt, sie handeln mit allem, auch mit Dingen, die die Polizei verboten hat. Mit unmoralischen Antikfaktarten . . . und wenn das Gedränge ringsum

Reiche Amerikaner und Engländer mit Damen, die etwas von der Welt sehen wollen.

Reiseleiter ist ein Syrer-Abuladch. Ein erfahrener und reisefundiger Mann, der den Orient wie seine Tasche kennt. Nicht nur das Land, sondern auch die Leute. Er steht mit der Beduinen auf gutem Fuße, und sie erweisen ihm jeden Gehorsam. Dafür läßt er hin und wieder einmal einen Scheck springen, einen guten Scheck, mit dem man nach Belieben Waffen kaufen kann.

Auch heute sitzen wieder ein paar Beduinen mit Abuladch auf dem Auto. Die Reisegefellenschaft wünschelt in 24 Stunden mit dem Auto von Damaskus nach Bagdad zu fahren. Es ist eine mühtige Reisegefellenschaft, denn sie will nichts reifen und ohne militärische Bedeckung. Abuladch hat sie gewonnen. Es ist nicht immer sicher auf der einsamen Wüstenstraße durch Syrien. Das hat die Amerikaner um so mehr verlockt, die Fahrt anzutreten und nicht zu rufen.

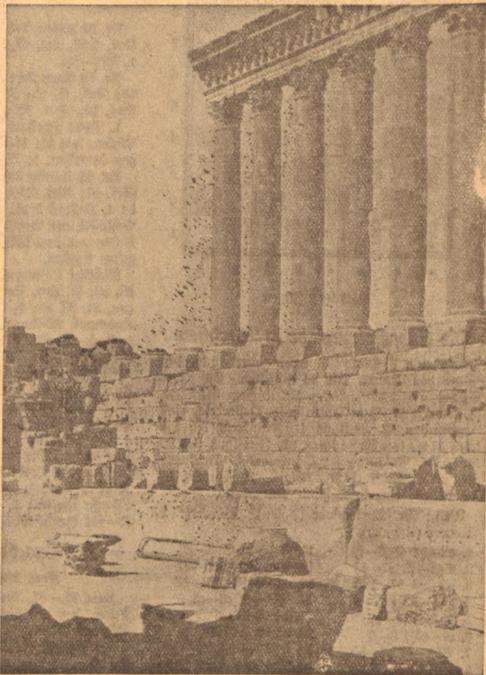
Ahn ja, Abuladch ist ein guter Reiseleiter, der seinen Schützlingern gern jede Bitte erfüllt. Und so überlegt er. Nimmt er eine Abteilung französischer Soldaten auf eigene Kosten, so belastet er damit seine Brieftasche. Und dieses Geld kann er sich selbst verdienen. Bei seinen Beziehungen zu den Beduinen wird ein Ueberfall unmöglich sein. Er wird sie vorher verhandigen. Sie werden das ganze Gebiet abreiten, werden . . . halt, da kommt ihm ein Gedanke. Es müßte ein Ueberfall vorgetäuscht werden. Man müßte den Amerikanern beweisen, wie recht man eigentlich mit der Warnung hatte. Ein „gut gesinnter“ und ein „feindlicher“ Stamm treffen sich in der Nähe der Wagen und fallen übereinander her. Die Wagen sind das Streitoobjekt. Im Scheinwerferlicht können die Amerikaner dem Kampf beizubringen und am Ende den „gut gesinnten“ Stamm siegen sehen.

Köstlich! Abuladch reißt sich die Hände. Er freut sich königlich über seine gute Idee. Dann nimmt er die Beduinen beiseite und flüstert lange und eingehend mit ihnen. Sie sind einverstanden und auch der Preis des „Ueberfalls“ ist abgemacht.

Derweil haben die Teilnehmer der Reisegefellenschaft auch eine Konferenz gehabt. „Abuladch ist uns ein guter und umsichtiger Reiseleiter gewesen“, sagt der Amerikaner

Smith, ein Mann aus der Chicagoer Reisebranche. Er ist sonst ein Käuferer, aber an diesem Abend hat der syrische Wein so gut gemundet, daß er einen roten Kopf davon bekam und phantastische Pläne schmiedete. Er fährt fort: „Nadys und Gentleman, wenn es richtig ist, was Abuladch uns von der Unsicherheit in der syrischen Wüste erzählt hat, dann bin ich dafür, daß wir uns doch aus eigener Tasche eine Abteilung französischer Soldaten mieten, die uns begleiten. Und wenn es die Herrschaften gestatten, dann bezahle ich für alle. Wir sind bisher so gut miteinander ausgekommen, daß ich glaube, diese Summe im Dienste der Gemeinschaft beantworten zu können.“

Die Damen und Herren lächelten smart, tranken ihren Wein und fühlten sich dann verpflichtet, nach dieser generösen Tat des Mister Smith noch Whisky zu bestellen. Und im Verlauf der weiteren Unterhaltung stimmten dann die Herrschaften der Ansicht des Mister Smith zu und Mrs. Johnson drückte zum Schluß Mister Smith die fleischliche Rechte und meinte, sie könne erst jetzt ruhig schlafen, wo sie wisse, daß für ihrer aller Wohl gesorgt sei, denn man dürfe doch nicht einmal mehr in Palästina ohne bemessenen Schutz über einsame Straßen fahren. (Fortsetzung folgt)



Tempel Karnak



Im Land der schwarzen Zelte

Aufnahme: Jung

darunter, die seit Jahrhunderten keine andere Beschäftigung haben, als hinter dem Ochsen einherzuziehen, der das Schöpfrad dreht, um die Mais- und Weisfelder zu bewässern. Und man ließ ihnen diese Beschäftigung. Diese Menschen sind glücklich, obwohl neben dem uralten Bewässerungsgerät der Fallman-Expres vorüberfaßt, der von Alexandria über Kairo nach Luxor fährt. Und über die fargen Leder des Anti-Libanon schreitet der sechsfach gewordene Beduine, der Fellacke, und gräbt seinen Dorn in den Erdboden, um ihm mühselig einen Ertrag abzurufen. Es ist derselbe Dorn, den schon die Bewohner Syriens vor Jahrhunderten brauchten. Und diese Menschen sind

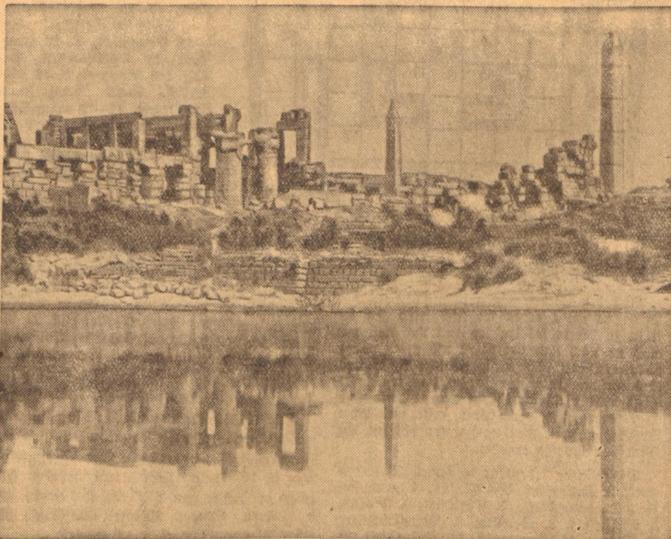
dir dann allzu arg geworden ist, daß du dich nicht mehr wehren kannst, dann fällt plötzlich ein eingeborener Polizist in dieses Gedränge und Gewoge ein und schlägt mit der Peitsche dazwischen. Er peitscht die Köpfe und Beine, die Schultern und Hüfte und schlägt mit der freien Hand nach der Ware, die diese Burischen selbsttun. Es kommt dabei manchmal zu bedrohlichen Auseinandersetzungen. Wenn sich die Händler in der Ueberzahl glauben, dann scharen sie sich zusammen und bedrängen den Polizisten. Aber der hat ja eine Peitsche, und im Nu sind zwei Kollegen zur Stelle, und die Prügelei nimmt Formen an, wie ich sie noch in keiner Hafenstadt gesehen habe.

Da prägen sich also Eingeborene mit Eingeborenen. Mag der Handel unmoralisch sein, den diese Händler treiben, sie sind sicher nicht selbst darauf gekommen. Was bleibt also von der Romantik des Orients übrig? Nichts, ein flehner Schutthausen, mit dem wir beim besten Willen nicht viel anfangen können.

Vielleicht ist so ein Frühstück im Beduinenzelt romantischer. Wenn die Brotladen kreisen, wenn der Tee singt oder der Mokka duftet, der hier so billig ist, daß man es nicht glauben möchte. Auch der Wein wächst so üppig, daß niemand Schaden davon hat, wenn sich die Beduinen daran lagern. Sie wissen doch nicht, wohin mit all den Herrlichkeiten! Also braucht auf dem Lande direkt niemand zu hungern. Aber in den Städten, wo sich die Menschenmassen zusammenballen, da wird die Ernährungsfrage schwieriger. Und doch haben auch hier fast alle satt, weil sie so bedürfnislos sind, daß sie sich mit einem Stück Brot, einer Melone, ein paar Trauben, einer Handvoll Mais, Reis oder Hirse begnügen. Miskernten sind selten. Man erntet dreimal, manchmal sogar viermal.

## Ein Ueberfall — aber nicht auf Bestellung

Im Hotel Orient Palace in Damaskus sitzt eine Reisegefellenschaft von zehn Personen.



Zweimal die Ruinen von Karnak

Zimmer des berühmtesten Tempel Ägyptens und ihr Spiegelbild in den Fluten des heiligen Tempelsees



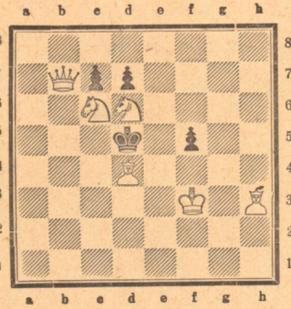
Blick auf Kairo



# Schach

Folge 36 — 8. September 1935

Problem Nr. 36  
G. Weder, Durlach  
Udrukt



Matt in 2 Zügen

## Die Schacholympiade in Warschau

Endete zum 8. Male hintereinander mit dem Siege von U.S.S.R. mit 54 Punkten. Es folgen Schweden mit 52 1/2, Polen 52, Ungarn 51, Tschechoslowakei 49, Jugoslawien 45 1/2, Dänemark 43 1/2, Argentinien 42, Lettland 41, Frankreich 38, Estland 37 1/2, Großbritannien 37, Finnland 35, Litauen 34, Palästina 32, Dänemark 31 1/2, Rumänien 27 1/2, Schweiz 21, Irland 12 Punkte. — Nachstehend eine interessante Kurzpartei.

Weiß: Dr. Tartakower (Polen), Schwarz: R. Steiner (Ungarn).

- 1. d2-d4 e7-e6
- 2. e4-e5 f7-f6
- 3. g2-g3 b7-b6
- 4. f1-f2 d8-d7
- 5. 0-0 g8-g7
- 6. e2-e4 d7-d5
- 7. e3-e4 c7-c6
- 8. e3-e4 d8-d7
- 9. c4-c5 e6-e5
- 10. d4-d5 e7-e6
- 11. e1-e2 d8-d7
- 12. f1-f2 c8-c7
- 13. e2-e3 d7-d6
- 14. f1-f2 c8-c7
- 15. d4-c5 b6-b5
- 16. e4-d5 c7-d6
- 17. d2-d3 b7-b5
- 18. d5-d6 c7-d6
- 19. e5-f6 e7-f6
- 20. e7-f8!! aufgegeb. 4)

### Anmerkungen:

1) Jetzt hat der lästige Dolke durch eine gewichtige Zugumstellung eine günstige Variante der „Dameninischen Verteidigung“ erlangt — e4 ist erst nach der fianchettoierung des Königsläufers und nach der Rochade gefolgt, um dem schwarzen Königsläufer den begehrenften Posten auf e7 zuzugewinnen. —

2) Alles sehr weißbisch gespielt; Druck auf d5. Die Entlastung d5:c4, die mit 8. ... d5 drohte, wurde durch 9. c4:d5 verhindert.

3) Deckt die Schwächen im schwarzen Lager auf, nach d:c 14. e4:d5. d4: geht c5 nicht wegen 16. b7:c, d7:c. 17. d:c, e5:c? 18. f5:c! 4) Nach 20. ... d8 bleibt Weiß nach 21. e5:d1, c:b 22. f:c 8; f:c8: 23. a:b ein entscheidendes materielles Übergewicht.

### Lösungen

Nr. 31 Ulfela 2er: a7, d1, f2, g5; b6, d6; a8, d2, e1, e2, b3, b7, c3, e5, f7, g4, g6, 1. f2-f4!

Nr. 32 Papp 2er: a2, d4, f3, b1, c5; e5, b5; e2, f4, g5; a4, d1, f4, d4; b4, e7, b4, d5, f5 1. d4-d5!

1. d6? scheidet an f2:f4! Ein Zweier mit Tücken, wie die vielen eingeleiteten Scheinlösungen beweisen. 1. b6 scheidet an d3!

Nr. 33 Junter 2er: a2, d3, d7, d4; d5, f8; e7, d7; b6, d6, d1, f7; b7, e7, g7; b6, b4 1. a7:a6 droht e5 Matt. Ein Schlagzug im Schlüssel, der wohlberichtet ist, da hierdurch dem Schwarzen drei Möglichkeiten zum schachbieten gegeben werden.

Richtige Lösungen: Dr. Wenz, Pforzheim, 31, 32, 33; P. Epp, Seebach, 31, 32; A. Zilly, Eöllingen, 31, 32, 33; G. Schaum, Landshausen, 31; G. Kufmaul, Eöllingen, 31, 32, 33; O. Glaser, Faustenbach, 32; Dr. Linder, Pforzheim, 33; U. Speidel, Walsch, 31, 32, 33; G. Rupp, Raimbach, 31.

Aus Karlsruhe: Fr. Schwörer, 33; Dr. Daehn, 31, 32, 33; A. Amstühler, 31; W. Göring, 31, 32, 33; O. Rotherdt, 31, 32, 33; R. Berlinghof, 31, 32, 33; G. Seger, 31; G. Seidenadel, 31.

Die Lösungen von 34 und 35 in der übernächsten Folge. Wir machen darauf aufmerksam, daß in Nr. 34 1. f4! scheidet an d2! a. B. 1. f4, d2; 2. f4:c5, d2: und der 2es ist gefesselt! Ebenso scheidet 1. f4 an g und 1. f4: an f5-f4! (droht d7:f).

## Aus der Schachwelt

### Vom Turnier in Darmstadt

Vom 25.—31. August fand in Darmstadt, zur Feier des 60jährigen Bestehens des dortigen Schachklubs, ein 7tägiges Turnier statt. Nicht unerwartet siegte Kampfmüller G. g. e. mit 6 Punkten. S. a. m. i. f. h., der in der vorletzten Runde gegen Herrmann verlor und mit Engels remisierte, erreichte 5 1/2 Punkte. Dritter wurde G. Herrmann (Wichum) mit 4 1/2 Pkt. In Zeitnot vergab er 2 1/2 Punkte gegen Runga, Engels und Orth. Es folgen Runga (Darmstadt) mit 4, Orth (D.) 3 1/2 (Gau, g. Runga, Remis g. Engels und Herrmann), Dreißer (Ganau) u. Stein (Koblenz) je 2, Seeh (Trierstadt) 1/2.

Ein Städtekampf Stuttgart gegen Karlsruhe—Pforzheim—Durlach soll am 13. Oktober in Pforzheim an 40 Brettern stattfinden. Man darf gespannt sein, wie sich die Verbündeten gegen die spielstarke Stuttgarter schlagen.



Dem früheren Landespräsidenten des Rheinlandes, Dr. Schreiber, der jetzt für die Wahlen als Spitzenkandidat der memeländischen Einheitsliste aufgestellt wurde, ist die Staatsangehörigkeit entzogen worden. Dieser Wählerakt, dessen Zweck offen auf der Hand liegt, ist im so unbedeutend, als Dr. Schreiber seit 13 Jahren Memeländer ist. (Schers Bilderdienst, M.)

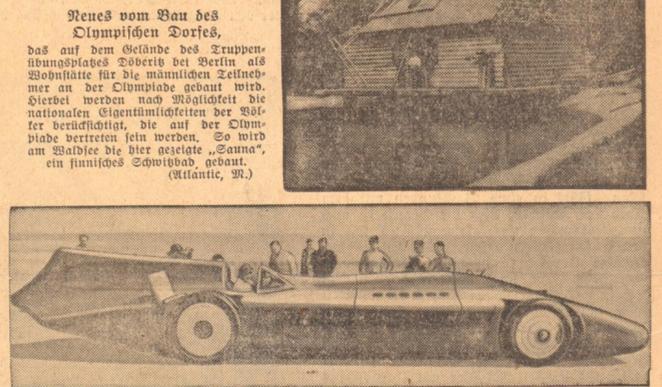


Bei den Manövern in der Lüneburger Heide spielten die zahlreichen Straßenpferren, mit denen die zurückgehenden Truppen die Verfolgung erschweren, eine große Rolle. Wie die Aufnahme zeigt, mußten die Pioniere der verfolgenden Truppen erst durch zehraubende Sprengungen die Hindernisse beseitigen. (Schers Bilderdienst, M.)

# Bilder der WOCHE



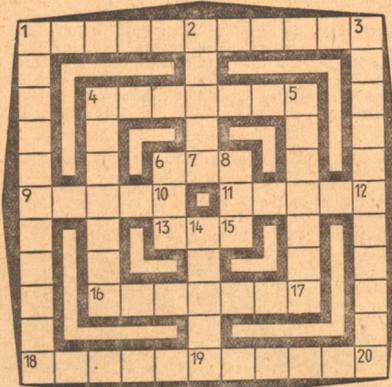
Ein neues Schiff der deutschen Kriegsmarine ist der „Wido „Gria“ auf der Fahrt nach dem Schieß-übungen der Flotte bei Helgoland. (Presse-Informationen, Heinrich Hoffmann, M.)



Neues vom Bau des Olympischen Dorfes, das auf dem Gelände des Truppenübungsplatzes Döberitz bei Berlin als Wohnstätte für die männlichen Teilnehmer an der Olympiade gebaut wird. Hierbei werden nach Möglichkeit die nationalen Eigentümlichkeiten der Völker berücksichtigt, die auf der Olympiade vertreten sein werden. So wird am Strand die hier gezeigte „Sauna“, ein finnisches Schwitzbad, gebaut. (Atlantic, M.)

Der berühmte Rennwagen „Blauer Vogel“, mit dem Malcolm Campbell am Salt Lake City in U.S.A. der mit 482,496 Stundenkilometer einen absoluten Weltrekord für Kraftwagen gefahren und damit seine eigene, erst im Frühjahr geschaffene Weltbestleistung ganz erheblich gesteigert hat. (Presse-Bild-Zentrale, M.)

# „Rätselbuch“



### Mühlbretträtsel

Achtzig Buchstaben sind so in die leeren Quadrate einzutragen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1—3 europäischer Staat, 1—8 Verwaltungsbezirk, 2—7 Wirtshaus, 3—20 Verkehrsmittel, 4—5 Stadt in Britisch-Indien, 4—16 Sagenlied, 5—17 Landschaft in Südschweden, 6—8 Teil des Baumes, 6—13 Aberteil, 8—15 Narr, 9—10 Amtstracht, 11—12 männlicher Vorname, 13—15 Fluß in Steiermark, 14—19 Grundbuch, 16—17 Bahn der Erde um die Sonne, 18—20 Buchdruckerkunst.

### Silbenrätsel

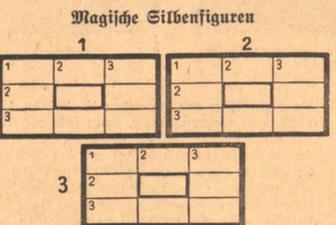
Aus den Silben a a a al au be bert bro da da da die e ei eu fer fisch fried gen ha il in jo kat le tel lin log lur ma maßt me mos na nach nau nel ni nit nid nung pa pe ra ra ra ran rich ro so sa schu so so stro täts tan tan te te ten ter to tom traht tri u us wal weiß werk win zep zi zwie sind 29 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Goethe ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Gewebe, 2. Kraftwerk, 3. Nebenfluß des Rheins, 4. germanisches Sagenwesen, 5. Schriftkell, 6. Ur-Tier, 7. Alpenfals, 8. Gewürz, 9. Sternkundiger, 10. Blume, 11. Komposit, 12. Jahreszeit, 13.

Fahrzeug, 14. Halbmesser, 15. Uneinigkeit, 16. Vorbau, 17. Mufe, 18. Männername, 19. Sternbild, 20. Erdteil, 21. Stadt in Thüringen, 22. griechische Insel, 23. Tonstück, 24. Gewebe, 25. Fleisch, 26. arifantische Wäule, 27. Handwerkervereinigung, 28. Verwandte, 29. Luftschiffer.

### Denkaufgabe

Zur Ausschmückung eines Saales an 100 verschiedenen Stellen werden 200 Meter Draperiestoff verwendet. Der Stoff muß also in 100 Stücke zerschnitten werden und zwar in Stücke von 1 Meter, 2 Metern und 6 Metern Länge. Wieviel Stoffstücke von jeder Meterzahl werden gebraucht?



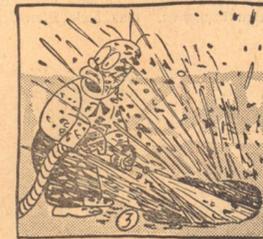
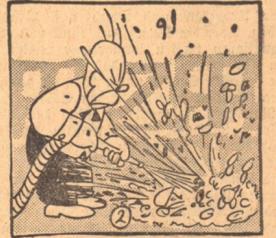
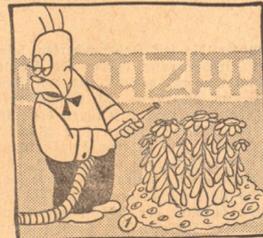
Die Silben a, brog, da, da, da, e, e, gramm, i, l, le, le, le, mi, mit, mu, ne, ne, re, re, re, te, te, te, van, van sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß sich waagrecht und senkrecht gleiche Wörter nachstehender Bedeutung ergeben: 1. Dyer von Verbi, 2. weiblicher Vorname, 3. dänische Flagge, 4. Einfebler, 5. die Länder des nahen Ostens, 6. Angehöriger eines germanischen Volkstammes, 7. Davesche. Bei richtiger Lösung ergeben die umrandeten Felder, hintereinander gelesen, den Namen einer Gartenblume.

### Auflösungen

Mühlbretträtsel: 1. Gabel, 2. Erdbeere, 3. Monnaie, 4. Pinac, 5. Fritsch, 6. Rabe, 7. Samum, 8. Corie, 9. Galati, 10. Antenne, 11. Fabel, 12. Zalta, 13. Zumban, 14. Strus, 15. Dogenom, 16. Ananias, 17. Kojen, 18. Filderei, 19. Zraunig, 20. Bromslav, 21. Ehoit, 22. Jife, 23. Grotel. — „Gemeinschaft schafft bei gleichem Ziel aus wenig viel.“ Zahlenrätsel: Ordnung ist das halbe Leben (Oto, Piel, Zitel, Borden, Urne, Galle, Ziehd, Zial, Ziger, Wier, Gunter, Zord, Bruder, Eifen). Kreuzworträtsel



## Adamson und der Gartenschlauch



Aus einem Aufsatz  
Das Ritterknecht lag am Ufer des Rheins und wartete auf seinen ausgezogenen Ritter.

Widerlegt  
„Er soll dich beim Kragen gekriegt und hinausgeworfen haben?“  
„Käckerlich! Ich hatte überhaupt keinen Kragen an!“

Im Seebad  
Frau von Hohenale steht soeben auf. Auf ihre Hofe und sagt:  
„Schauen Sie aus dem Fenster, ob etwa jemand den Ozean benutzt, denn ich möchte jetzt Baden.“

Mißverstand  
Der Magere: „Ihre zweihundert Pfund möchte ich haben!“  
Die dicke Witwe: „Soll das ein Heiratsantrag sein?“